Die
Mysterien von Berlin

von

AUGUST BRASS.

Zweiter Band.

Berlin, 1844.
Druck und Verlag von Ferdinand Reichardt & Co.

XVI.

Der Ball.

Seit jenem in der Bildungsgeschichte der Völker so unendlich wichtigem Zeitpunkte, wo sich die gewaltigsten Entdeckungen im Gebiete der Wissenschaften und Künste vereinigten, um im Laufe weniger Jahrzehnde die vollständigste Umwälzung der geistigen Interessen des gesammten Menschengeschlechtes zu vollenden, wo Männer, wie Gutenberg, Columbus, Paracelsus, Luther und mit ihnen viele andere die hellstrahlende Fackel der Intelligenz an den leuchtenden Blitzen ihres Genie's entzündeten, seit jener Zeitperiode hat es keine zweite gegeben, in welcher das Fortschreiten unserer socialen Verhältnisse sich lebendiger und gewichtiger zusammengedrängt hatte, als diesen Raum der letzt verflossenen fünfzig Jahre.

Außer den übrigen Interessen der Staatsgesellschaft, welche, sämmtlich und in allen ihren Beziehungen von diesem allgemeinen Impuls kräftig angeregt, im Vorwärtsschreiten begriffen sind, dürfte in's Besondere die Stellung, welche die Juden in neuerer Zeit zu den übrigen Staatsbürgern einzunehmen beginnen, ein hervorstechender Beweis für jene Behauptung sein.

Fast zwei Jahrtausende hindurch hat dieses Volk mit einer an das Unglaubliche grenzenden Beharrlichkeit nicht nur an der Religion, nein auch an den Sitten und Gewohnheiten seiner Väter festgehalten, ohne sich weder durch Gewalt, noch durch die Aussicht auf Vortheil denselben entfremden zu lassen, während wir jetzt diese Nation sich immer mehr und mehr, im Einzelnen so wie im Ganzen, den übrigen Staatsbürgern anschließen sehen. Es sind kaum vierzig Jahre vergangen, als man noch gewöhnt war, die Anhänger des mosaischen Glaubens mit einer in der Gewohnheit begründeten Geringschätzung zu betrachten, während diese dagegen einen gewissen Stolz darin setzten, sich durch Kleidung und Sitte von Jenen zu unterscheiden; — wie anders ist das jetzt geworden! Dies auf beiden Seiten eingewurzelte Vorurtheil weicht dem kräftig erwachenden Drange des sich frei machenden Geistes, und jeder Staat mag sich Glück wünschen, eine bedeutende Zahl nützlicher und thätiger Bürger mehr in denen zu erhalten, welche er sonst nur als überlästige Eindringlinge zu betrachten gewohnt war, und die auch in der That nichts Anderes waren und, sich von den Gesammtinteressen des Staates fern haltend, jederzeit nur die eigenen Vortheile mit selbstsüchtiger Engherzigkeit im Auge behielten.

Auch der Mann, von welchem bereits in diesen Blättern die Rede gewesen ist, der Banquier Aaron Levin, der Bruder Rebecca's, hatte, obgleich widerstrebend, dem Drängen des Zeitgeistes wenigstens äußerlich nachgegeben, wenn er gleich noch in seinem Innern die orthodoxen Grundsätze eines Anhängers der mosaischen Lehre festhielt, und in seinem Hause, wenn keine Fremde gegenwärtig waren, streng die Gebräuche des jüdischen Cultus beobachtete. Wenn er jedoch sein Haus verließ, oder in die glänzenden Gesellschaften eintrat, die er seinem Reichthum und theils auch seinen bedeutenden Geschäftsverbindungen zu geben, für angemessen erachtete, war er der

heiterste Gast, der freundlichste Wirth, den man sich nur wünschen konnte.

Die Fortsetzung unserer Erzählung führt uns zunächst in das Arbeitszimmer dieses Mannes.

Zu seinem Geschäfts-Lokal hat er seit längerer Zeit eine Wohnung seines Hauses, in der frequentesten Gegend der Stadt belegen, eingerichtet, während er, selbst im Winter, eine sehr elegant ausgestattete Villa im Thiergarten, und zwar mit seiner Familie ganz allein bewohnt. Seine Arbeitsstube ist im ersten Stockwerk dieses Hauses nach dem hinten anstoßenden Garten zu belegen, einem sehr großen, geschmackvoll angelegten Garten, welcher sich bis an den sogenannten Landwehrgraben erstreckt. Dies Zimmer hat nur ein Fenster, und dieses Fenster ist mit einer Lade, vor welcher eine eiserne Stange liegt, von innen verschlossen. Die innere Einrichtung verräth den Reichthum des Besitzers, die reichen Tapeten an den Wänden, die elegante Stutzuhr auf dem mahagony Cylinderbüerau, die großen Oelgemälde an den Wänden, Scenen aus dem alten Testament darstellend, Alles deutet darauf hin.

Der Banquier selbst sitzt auf einem Armsessel vor dem Tische, auf welchem die Lampe brennt, die mit zwei daneben stehenden Wachskerzen das Zimmer sehr hell erleuchtet. Auf dem Tische, denselben fast ganz bedeckend, liegen mehrere Spezialkarten, auf denen verschiedene Stellen mit Roth bemerkt sind, und Aaron sitzt brütend und nachdenkend über dieselben gebeugt.

Er ist ein kleiner, hagerer Mann, mit spärlichem, aber sehr schwarzem Haar, seine Stirn ist sehr breit, und die ebenfalls schwarzen, aber buschigen Augenbrauen vereinigen sich über der Nase miteinander. Diese Nase, spitz und in der Mitte etwas gekrümmt, den unverkennbaren Typus der jüdischen Abstammung verrathend, trägt eine goldene Brille, hinter deren Gläsern ein Paar kleine, aber bewegliche, blitzende Augen funkeln; die übrigen Theile seines

Gesichts sind regelmäßig, man könnte sagen zart, fast mädchenhaft geformt, und selbst der kurz abgeschnittene, sorgsam rasirte Backenbart, der sich bis an das Kinn verlängert, giebt ihm keinen Ausdruck von Männlichkeit. Zugleich spielt um seinen kleinen, mit hübschen Zähnen besetzten Mund ein stetes, freundliches Lächeln, ein wohlwollend entgegenkommendes, herzliches, ermuthigendes Lächeln, vor dem man unwillkührlich den Hut zieht, ein Lächeln mit welchem man nothwendig irgend einen Gedanken an milde Stiftungen, Krankenanstalten oder Armensuppen in Verbindung bringen muß; — aber grade da, wo sich die linke Oberlippe zu diesem gemüthlichen Lächeln ein klein wenig hinaufzieht, da ist noch ein anderer Zug des Mundes, oder er ist vielmehr nicht da, man sieht ihn nicht, aber man fühlt, daß er da sein muß, das er wenigstens da verborgen ist, und mit heimlicher Tücke lauert, ein Zug, ein Lächeln, aber nicht jenes wohlwollende, nein das Lächeln eines herzlosen Hohns, bei dessen Denken man zusammenschaudert, obwohl man sich keinen klaren, deutlichen Begriff davon machen kann.

Der Anzug des Banquiers ist mit eleganter Einfachheit geordnet.

Eine werthvolle Brillantnadel hält das feine Oberhemd zusammen, und dies ist der einzige Schmuck an ihm, denn selbst die kleine goldene Uhr in der Tasche seiner Weste hat keine Kette, und er würde auch diese Uhr nicht tragen, wenn sie ihm bei seinen Geschäften nicht nothwendig wäre: Seine Kleidung ist übrigens schwarz. —

Auf solche Weise saß er an jenem Abend, wo wir ihn dem Leser vorführen, in seinem Zimmer, eifrig die vor ihm liegenden Karten studierend, und zuweilen einige Minuten in einem geschriebenen Hefte lesend, welches genaue, statistische Angaben über die auf den Karten verzeichneten Orte enthielt. Es handelte sich nämlich um die Anlegung einer projectirten Eisenbahn, einen Plan, den er selbst entworfen und den er mit der Ruhe eines Mannes überdachte und studierte

welcher daran gewöhnt ist, bei jeder Gelegenheit mit klarer Umsicht einen vollständigen Ueberblick über das zu erlangen, was er beginnt. Aber selbst bei diesem Geschäft, welches seine Aufmerksamkeit so vollständig, so spannend in Anspruch nahm, war jener freundliche Ausdruck nicht von seinem Gesicht verschwunden, seine Stirn war glatt und ruhig, während seine Augen rastlos bald über die Karten, bald über das Heft hinstreiften; und daß seine geistige Thätigkeit wirklich nur mit dem fraglichen Gegenstande beschäftigt war, bewies der Umstand, daß eine Dame bereits seit einigen Minuten in das Zimmer getreten war, ohne daß er das Oeffnen der Thür gehört hätte.

Diese Dame war etwa fünf und zwanzig Jahr alt; eine nicht zu große, aber üppig gebaute Gestalt, mit einem Gesicht von jener prachtvollen Schönheit, die wir so häufig bei den Orientalen bewundern. Sie war etwas bleich, aber gerade diese Bläße hatte etwas so hingebend Ueppiges, welches den strengen Ausdruck einer etwas sehr hohen Stirn mildernd, einen gefährlich verlockenden, zauberischen Einklang über jeden einzelnen Zug dieses Gesicht hinhauchte.

Erst das Rauschen des schweren seidenen Kleides dieser Dame, als sie bis dicht an den Tisch herangetreten war, weckte den Banquier aus seinen Gedanken.

„Ah Du bist es Sarah?“ sagte er mit gefälligem Kopfnicken, und schob die Papiere zurück; „Du siehst ich bin fertig. — Ist es denn schon so spät?“

„Gewiß Aaron, und es ist nicht hübsch von Dir, daß Du mich so ganz allein gelassen. Ich habe mich nur auf einen Augenblick fortgestohlen, weil ich keinen Bedienten schicken wollte.“

„Sind alle gekommen?“ fuhr der Banquier, ohne auf diesen Vorwurf etwas zu erwiedern, fort, und aufstehend nahm er von sei-

nem Büreau ein Flacon mit Eau de Cologne, sich mit einigen Tropfen desselben besprengend.

„Es fehlt Niemand; — der Graf von Rothenburg hat auch die beiden Franzosen mitgebracht, die er bei uns einführen wollte.“ —

„Ja, ja ich weiß. — Der Eine soll sehr reich sein. — Geh nur immer meine Liebe, ich folge Dir sogleich.“

Die Frau des Banquiers entfernte sich, und ihr Mann verweilte nur noch so lange, als nöthig war, einen Blick auf seine Toilette zu werfen und Handschuhe anzuziehen. Dann schloß er das Büreau zu, steckte den Schlüssel zu sich und trat in den hellerleuchteten Ballsaal.

Dieser Saal, ebenfalls im Erdgeschoß belegen, nahm fast die ganze Vorderseite des Hauses ein; an beiden Seiten desselben befanden sich zwei kleine Nebenzimmer, deren jedes noch in zwei andere, nach dem Garten zu liegende Stuben führte, von welchem die äußerste auf der einen Seite eine kleine Conditorei, die auf der andern Seite das reich ausgestattete Büffet enthielt. Der Saal sowohl, als diese Nebenzimmer waren mit Orangen und seltenen exotischen Pflanzen auf eine höchst geschmackvolle Weise verziert; die unmittelbar an den Saal stoßenden beiden Zimmer, an deren Wänden ringsumher Polster standen, waren zu Myrthenlauben umgeschaffen, und die weiche Beleuchtung einer Ampel, die in jedem derselben ihr mattes Licht durch das grüne Laubwerk dämmerte, bildete einen wunderhübschen Contrast gegen die strahlende Helle des Ballsaals. Grade in der Mitte des Saales, war eine kleine Terrasse von allen Arten der seltensten Geraniums gebildet, auf welcher sich das Orchester befand, mit einem Wort, man konnte nichts geschmackvolleres sehn, als die elegante Einrichtung dieser Räume.

Die Gesellschaft, welche sich in denselben bewegte und etwa aus siebzig bis achtzig Personen bestehen mochte, war aus der

haute volée der Residenz zusammengesetzt; nur drei oder vier seiner nächsten Geschäftsfreunde hatte der Banquier eingeladen. — Aber außer den übrigen besternten und bebänderten Herren sah man noch etwa zwei Dutzend blasser, und stark nach Parfüm riechender junger Leute mit großen Bärten und gebrannten Haaren umherstreifen, bald hier, bald dort mit einer jungen Dame ein Paar Worte mit einer flötenartigen Stimme wechselnd, oder mit einer älteren, aber reichen Wittwe kokettirend, oder sehr nachdenklich und zerstreut an einem Orangenbaum lehnend, mit schwermüthigem Gesichte, den Kopf etwas zur Seite hängend und das rechte Bein über das linke geschlagen, daß sich die Spitzen der lackirten Tanzstiefel berühren, und seitwärts den Effect beobachtend, den sie auf die übrige Gesellschaft hervorbringen. Diese Herren sind die sogenannten Stampfer, eine besondere Klasse von Menschen, deren zwar Theodor Mundt in seinen Vorlesungen über sociale Verhältnisse keine Erwähnung thut, die aber dennoch niemals bei einem fashionablen Balle fehlen dürfen.

Diese Stampfer bestehen aus jungen Männern zwischen neunzehn und fünf und zwanzig Jahren, die einige Erziehung genossen haben, etwas französisch sprechen, eine gute Lunge und einen Backenbart haben; selten findet man einen Stampfer, der jenes vorschriftsmäßige Alter überschritten hätte, aber niemals einen ohne Bart. Das Geschäft dieser jungen Leute besteht darin, mit den Damen, die bei einem solchen Balle nicht aufgefordert worden sind, zu tanzen. Sie sind eigends, und nur zu diesem Zwecke da. Sie erhalten dafür zwei Paar Glacéhandschuh, und je vier und vier eine Kutsche, um nach Haus zu fahren, außer dem Vortheil des Abendbrodtes und verschiedener Nebenaccidenzien, wie z. B. das Einstecken von sehr vielem Zuckerwerk, Bonbons und Kuchen, das gelegentliche Verschwindenlassen eines kalten Fasans oder einer Flasche Rothwein, und noch mehre andere nicht unwichtige Gegenstände. Ein solcher Stampfer übernimmt auch gewöhnlich die Arrangements der

Tänze, und die Stellung dieses ist daher viel beneidenswerther, als die seiner Collegen. Er tanzt nur selten, und bekommt eine Extravergütigung auf rohe Eier mit Zucker, während die übrigen Stampfer tanzen und springen müssen, ohne auch nur einen einzigen Tanz vorüber lassen zu dürfen. — Sobald der Hausherr einen vielleicht erschöpften Stampfer müssig sieht, tritt er mit der freundlichsten Miene von der Welt zu ihm und sagt sehr höflich: „Sie tanzen nicht mein Herr? Ich will nicht hoffen, daß mein Arrangement das Unglück hätte, ihnen zu mißfallen!" Diese Worte treffen den armen Stampfer wie der Sporn des Jokei die Weichen des gehetzten Rennpferdes. Er stammelt einige Entschuldigungen, wischt sich die Schweißtropfen von der Stirn und stürzt athemlos, mit verzweiflungsvoller Resignation auf die nächste Dame los, um mit ihr in die Colonne zu treten. — Familien, in denen besonders viele Töchter und keine Söhne sind, bringen sich auch wohl ihren Stampfer mit, um jedenfalls gesichert zu sein. — Diese Privat- oder Familienstampfer, wie man sie nennt, stehen sich ebenfalls besser als die Anderen; die Hausfrau wählt dieselben, wenn ihr Mann Beamter ist, aus den jungen Leuten seiner Büreau-Abtheilung, Supernumerarien, Sekretairen rc. ist der Hausherr ein Geschäftsmann, so müssen die Buchhalter und Commis herhalten, wofür dieselben jedoch bei allen vorkommenden Fällen der Protection ihrer Prinzipalin versichert sind. Zuweilen, und das ist auch der Zweck, welchen der Stampfer stets vor Augen hat, gelingt es ihm, sich in das Herz einer Dame hineinzustampfen, die ein hübsches Vermögen und sehr große Vorliebe für das Hackenschottisch besitzt, so daß dieser Stand, der zwar beschwerlich genug ist, doch dafür wieder verschiedene glänzende Seiten darbietet. —

Als der Banquier durch eine Hinterthür unter die Gesellschaft trat, war dieselbe in den verschiedenen Zimmern zerstreut; die Damen plaudernd und zischelnd, in einem vertrauterem Kreise die Toi-

lette der Anwesenden besprechend, oder, wenn sich weniger genaue Bekannte in dem Cirkel befanden, sehr geistreiche Gespräche über Kunst, Literatur und französische Seidenstoffe führend; die Herren ebenfalls in einzelnen Gruppen umherstehend und sich über diejenigen Gegenstände unterhaltend, welche zumeist ihr Interesse in Anspruch nahmen. — Der Wirth fand es daher leicht, ohne grade die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen, von einer dieser Gesellschaften in der Gesellschaft zur andern zu gehen, zu grüßen, die Hände zu schütteln oder zu küssen, und war endlich auch in das letzte Zimmer gelangt, wohin sich der Graf von Rothenburg mit den von ihm eingeführten Fremden zurückgezogen hatte.

„Ach da ist ja unser liebenswürdiger Wirth;“ sagte Rothenburg, als der Banquier eintrat. „Ich nehme mir die Freiheit verehrter Freund, Ihnen diese beide Herren vorzustellen, die von Ihrem Arrangement enchantirt sind. Hier der Graf Cartentierce, — hier der Vicomte Davernay.“

Der Banquier begrüßte die beiden Herren mit seinem stereotypen, freundlichem Lächeln, und nachdem die gewöhnlichen Höflichkeitsformeln gegenseitig gewechselt, entfernte er sich, um wieder nach dem Ballsaal zurückzukehren und dort den Musikern das Zeichen zum Anfangen zu geben.

Nach einigen Augenblicken verkündeten die Klänge der Polonaise, daß der Ball beginne.

Der Graf von Rothenburg, ein junger, lebenslustiger, liebenswerther Mann, den Davernay und Cartentierce durch einen glücklichen Zufall im Hôtel kennen gelernt hatten, und welcher im Hause des Banquiers ein oft und gern gesehener Gast war, folgte mit seinen beiden Begleitern den auffordernden Klängen der Musik, und alle drei traten in den Saal, wo der Vicomte die Frau vom Hause engagirte, während Rothenburg mit einer anderen, ihm bekannten Dame tanzte. Da keine Tänzerinnen weiter übrig geblieben, lehnte Cartentierce

müssig an der Thür, den seltsam phantastischen Windungen der Polonaise zuschauend, in welchen die bunte Reihe an ihm vorüberzog.

Aber wenn auch sein Auge, mit anscheinender Aufmerksamkeit auf dieser buntbewegten Menge ruhte, so achtete er dennoch wenig darauf, und allerlei düstre, feindliche Gedanken hielten seinen Geist gefangen.

Es war eins jener räthselhaften, uns selbst unerklärlichen Gefühle, die zu tief unserer innersten Seele entkeimen, als daß wir den Ursprung derselben erklären, oder sie doch ganz und gar aus unserem Denken verbannen können, selbst wenn wir sie gern entfernen möchten, eins jener geheimnißvollen Gefühle war es, welches den Grafen von Cartentierce peinigte, als er zum ersten Male den Salon des Banquiers betrat, welches sein Herz mit zitternder Ungeduld schneller schlagen machte, seinen Blick in alle Winkel und Ecken der Zimmer umherschweifen ließ, gleich als erwarte er irgendwo das bleiche, entstellte Bild Rebecca's, wie ein entsetzliches Gespenst erscheinen zu sehn, um ihm fürchterliche Geheimnisse in's Ohr zu flüstern. Und als nun dieser Mann zu ihm trat, den er seit so langen Jahren nicht gesehn, daß er ihn nicht wieder erkannt haben würde, wenn sich beide wo anders begegnet wären, dieser Mann, den er haßte, wie man ein ekles, giftiges Gewürm haßt, gegen den ihm irgend ein unbekannter Dämon eine fürchterliche Anklage in's Ohr flüsterte, eine Anklage eben so unbestimmt, aber eben so unabweisbar, wie dieser geheimnißvolle Ankläger selbst, als dieser Mann zu ihm trat, hatte sich seine Hand unwillkürlich geballt, das warme Blut kochte ihm wallend im Herzen, als wolle es sich durch die Brust heraufdrängen, und nur mit seiner ganzen Geisteskraft hatte er die höflichen Worte hervorgezwungen, welche er auf die Anrede des Banquiers erwiederte. — Auch auf diesen hatte die Erscheinung Cartentierce's einen eigenthümlichen Eindruck hervorgebracht. Er war weit davon entfernt, auch nur die leiseste Ahnung davon zu haben, daß er den

Mann schon früher gesehen, der ihm hier auf's Neue gegenüber trat, aber dennoch fühlte er ein gewisses Unbehagen, als er vor ihm stand, als der forschende, durchdringende Blick des Fremden dem seinen begegnete. —

Aaron gehörte indessen zu den Menschen, welche daran gewöhnt sind, über jeden ihrer Gedanken sich selbst Rechenschaft abzulegen, und da er sich durchaus keinen reellen Grund für den Widerwillen, den er gegen den Grafen hegte, angeben konnte, zwang er sich, dieses Gefühl zu bekämpfen, und näherte sich demgemäß mit freundlicher Artigkeit seinem Gaste.

„Sie tanzen nicht Herr Graf?“ sagte er: „Sie erlauben mir, zu fragen, ob dies eine stete Regel bei Ihnen ist, oder ob Sie dieselbe nur heut in Ausübung bringen wollen.“

„Es ist weder das Eine noch das Andere;“ versetzte Cartentierce mit einem leichten Lächeln, hinter welchem er seine wahre Gemüthsstimmung zu verbergen suchte; „aber Sie werden selbst einsehen, daß der leidenschaftlichste Tänzer an meiner Stelle eben so ruhig hier stehen würde, da das Schicksal mir keine dieser reizenden Damen Ihres Salons übrig gelassen hat.“

„In der That,“ rief der Banquier, die leeren Sitze überschauend, „es ist alles engagirt; und wer nicht tanzt ist drüben in den Spielzimmern. — Ist Ihnen vielleicht gefällig, eine Parthie L'hombre oder Boston zu machen?“

Cartentierce erwiederte indessen, daß es ihm mehr Vergnügen mache, dem Tanzen zuzuschauen, als zu spielen, und daß er sich nachher die Ehre geben würde, die Wirthin um eine Extra-Tour zu ersuchen, worauf der Banquier sich wieder entfernte, um nachzusehen, ob in den Spielzimmern Alles in Ordnung sei.

Der Graf, um jene Gedanken zu verjagen, die sich ihm immer düsterer und lästiger aufdrängten, tanzte wirklich mit Madame Levin, und als der, der Polonaise folgende Walzer geendet war, engagirte

er eine andere Dame zum nächstfolgendem Tanze. Er hätte indessen eine solche Eile nicht nöthig gehabt, denn da waren vier oder fünf ältliche Herren, die ihrer Cavalierspflicht vollkommen Genüge geleistet zu haben glaubten, nachdem sie sich bei der Polonaise einige Seitenstiche zugezogen hatten, und welche daher, dem ferneren Tanzen zuschauend, eben so viel Tänzerinnen übrig ließen, die an einander heranrückten, sich mit den Fächern sehr viel Luft zuwehten, indem sie einander erzählten, daß es sehr heiß wäre, und daß sie es deshalb ausgeschlagen hätten, zu tanzen, obgleich irgend ein Herr sie so dringend ersucht habe, daß es ihnen ordentlich Leid gethan, den armen Menschen fortzuschicken; daß es übrigens sehr wenig Bildung verrathe, wenn man keinen Tanz versäume, und noch sehr vieles Andere, was den deutlichsten Beweis lieferte, daß auch nicht eine Einzige unter ihnen sei, die nicht durch gewisse, sehr wichtige Rücksichten veranlaßt worden wäre, diesen Tanz und vielleicht auch noch einige der folgenden abzulehnen.

Man weiß indessen wohl, daß die Entschlüsse einer Dame in mancher Beziehung leicht zu erschüttern sind, und so war es auch hier der Fall; denn als Davernay in den Saal trat und diese Damen, ohne zu tanzen mit der angedeuteten Unterhaltung beschäftigt, sitzen sah, eilte er sogleich mit der Galanterie eines Franzosen auf sie zu, um eine von Ihnen zu engagiren, da er nicht die geringste Ahnung davon hatte, daß keine tanzen wollte, sondern diesen Umstand vielmehr auf den augenblicklichen Mangel an Tänzern schob. Wahrscheinlich ist es sogar, daß er deshalb auch die Güte dieser Dame, welche er aufforderte, und die sogleich mit seltener Selbstverläugnung ihren Shwal abwarf und seinen Arm ergriff, nicht gehörig zu schätzen wußte, sondern sich höchst gleichgültig mit ihr an das Ende der Kolonne stellte. Seine Wahl war indessen, sei es durch Zufall oder Absicht, wir wollen es ungesagt lassen, auf die Jüngste und Hübscheste gefallen. Zwar war sie etwas klein, aber der Vicomte war

ein zu gewandter, gracieuser Tänzer, um dadurch in Verlegenheit zu gerathen. Als daher die Reihe an ihn kam, wollte er die kleine Dame umfassen; aber mit Schrecken bemerkte er, daß, so lang er auch seinen rechten Arm ausdehnte, er doch nicht über den Rücken seiner Tänzerin wegreichen konnte, da die Ausdehnung desselben, durch einen sehr großen Höcker auf eine ziemlich bedeutende Weise vergrößert wurde. In dem Augenblick dieser unangenehmen Entdeckung, die ihm, wie er nachher selbst erzählte, eine Art von Schwindel verursachte, hatte er dennoch Geistesgegenwart genug, mit schneller Fassung sich an die äußerste Spitze dieses Buckels umzuklammern, um den Bewegungen der Dame zu folgen, die mit sehr großer Leichtigkeit den Saal hinabchassirte und sich dann mit einer Schnelligkeit und Gewandheit zu drehen begann, wie ein Kreisel, der von der Peitsche eines muthwilligen Knaben auf dem Troittoir einer belebten Straße getrieben, sich rücksichtslos zwischen die Beine der Vorübergehenden drängt. Der arme Davernay, der gar nicht wußte, wie ihm geschah, hielt sich wie gesagt, so gut er konnte, an den hervorspringenden Rücken der Dame an, etwa wie ein ungeschickter Reiter, der den Zügel verloren hat, und sich nun verzweiflungsvoll an die Croupe seines durchgehenden Pferdes anklammert, jeden Augenblick erwartend, in eine sehr unangenehme Berührung mit der guten Mutter Erde zu kommen. Der Vicomte hielt sich indessen, ein zweiter Alexander, mit kräftiger Hand so fest, als es irgend gehen wollte, bis endlich die Dame, nachdem sie fünfmal den Saal in der Runde durchbraust, und die übrigen Paare bereits lange eingetreten waren, anhielt, und zu Davernay sagte, er möchte doch aufhören, da sie ganz außer Athem wäre, worauf dieser sehr artig um Entschuldigung bat, und hinzufügte, daß er nicht hoffe, die Dame beleidigt zu haben, was sie auch zu seiner großen Beruhigung verneinte und ihm dann die vertrauliche Eröffnung machte, daß sie besonders gern den Contretanz tanze, und dieser Tanz nachher an die Reihe komme. Hierauf versetzte

Davernay sehr artig, daß er auch den Contretanz sehr liebe, daß derselbe besonders in Frankreich sehr viel getanzt werde, und wenn die Dame es erlaube, werde er sich die Ehre ausbitten, mit ihr vis-à-vis zu tanzen. Die kleine Dame nahm dies Anerbieten mit einer etwas verdrießlichen Miene an, fügte aber noch hinzu, daß sie ihrer Vorliebe ungeachtet, diesen Tanz vielleicht auslassen würde, weil sie der Walzer zu sehr erschöpft habe und sie könne es daher nicht ganz bestimmt versprechen. Dies war auch wirklich der Fall, und mit der größten Selbstbeherrschung sah man sie, während des benannten Tanzes, auf ihrem Platze sitzen, und ihrer Nachbarin sehr beißende Bemerkungen in's Ohr flüstern, welche die Toilette eines jungen, hübschen Mädchens betrafen, die mit vieler Grazie im ersten Paare der Colonne tanzte.

So verfloß der erste Theil des Balles, ohne daß sich irgend ein anderer wichtiger Vorfall ereignet hätte, als daß dem Fräulein Ethelinde Rosenstiel ein Tänzer auf's Kleid trat, und die Falten ausriß, daß Fräulein Marianne Johanne von Botenthal bei'm Walzer zweimal aus dem Tact kam, daß ferner der Atlas des linken Schuhes der Madame Gernhofer beim Masurek in der Gegend des großen Zehen aufplatzte, und noch einige andere ähnliche Sachen, die der weniger Denkende leicht für unbedeutend zu halten veranlaßt wird, die aber nichts destoweniger häufig von großer Wichtigkeit sind, wie man z. B. aus der bekannten Geschichte entnehmen kann, wo das Strumpfband einer hübschen Dame Gelegenheit gegeben hat, einen Orden zu stiften, den selbst Könige tragen; — und wenn es darauf ankäme, könnten wir noch vielerlei erzählen von solchen sogenannten Kleinigkeiten die aber im Leben oft genug die größte Bedeutsamkeit erlangen.

So war also während jener angedeuten Begebenheiten die Zeit der mitternächtlichen großen Pause herangekommen, und die Gesellschaft saß wieder in einzelnen Gruppen umher, plaudernd und lachend,

essend und trinkend; die Diener des Hauses liefen mit den großen Präsentirtellern durch die Zimmer, bald die Gäste bedienend, bald ihr aufmerksames Auge auf einen der Lohnlakaien heftend, welche zu dieser Festlichkeit besonders gemiethet waren und die sich durch die sehr langen und weiten Taschen ihrer Leibröcke sehr schön auszeichneten.

Cartentierce und Davernay saßen etwas entfernt von der übrigen Gesellschaft in einer Zimmerecke, und hatten sich eine Zeitlang sehr gut unterhalten, indem sie mit einem allerliebsten, kleinen Mädchen von etwa zehn Jahren plauderten, welches die Tochter des Banquiers und dessen einziges Kind war. Die kleine Sara, wie sie nach ihrer Mutter genannt war, lief mit kindlicher Freimüthigkeit unter den Gästen umher, lebhaft bald hier, bald dort scherzend und lachend. Auch Cartentierce fühlte sich von der anmuthigen Lebendigkeit dieses hübschen Kindes angezogen, und hatte die Kleine zu sich gerufen, um mit ihr zu schwatzen, wobei dieselbe so viel natürlichen Verstand und so viel Kenntnisse verrieth, daß der Graf nicht umhin konnte, seine Verwunderung darüber an den Tag zu legen.

„Ach, das steckt nun einmal in dem jüdischen Blut,“ flüsterte der Vicomte mit einem etwas boshaften Lächeln; „bei einem Christenkinde muß der Lehrer die Ruthe anwenden, um ihm die Lection einzuprügeln, die Sprößlinge des auserwählten Volkes lernen aber wo möglich noch mehr, als man ihnen lehrt, nur um das Schulgeld gehörig abzuarbeiten. — Das ist das ganze Geheimniß.“

Cartentierce lachte.

„Sie werden mir aber zugestehen müssen, daß es, natürlich im Verhältniß gerechnet, jedenfalls mehr ausgezeichnete Genies unter den Juden giebt, als unter den Christen;“ sagte er.

„Meinen Sie, Graf? — Ich dächte, daß dieser Grundsatz erst bewiesen sein will.“

„Nichts ist leichter als das. — Nennen Sie die Namen der

jetzt lebenden Künstler, denken Sie an die Philosophen, die Dichter die zu diesem Volke gehörten, und erwägen Sie dann die gedrückten Verhältnisse, in welchen sich die Anhänger der mosaischen Lehre befanden und noch immer befinden; — gewiß, Sie werden mir dann Recht geben."

Diese Unterhaltung über ein Thema, das in neuerer Zeit zu so viel öffentlichen Debatten Stoff gegeben hat, wurde indessen durch den unerwarteten Ton des Feuerhorns unterbrochen, welches sich plötzlich, zum nicht geringen Schreck der Gäste, in seinen dumpfen, schreckenerregenden Klängen hören ließ. Alles sprang auf und rannte bunt durcheinander. Wenige Augenblicke nachher, tönte auch von der Infanteriewache am Potsdamer Thore das Blasen des Hornisten herüber.

„Beruhigen Sie sich meine Damen," sagte indessen der Banquier; „ich will sogleich den Wächter fragen lassen, in welcher Stadtgegend das Feuer ist; vielleicht kann ich auch aus einem der oberen Fenster den Schein bemerken. — Ich werde sogleich zurück sein."

Mit diesen Worten entfernte er sich, die Gesellschaft in jenem Zustande erwartungsvoller Unruhe zurücklassend, der bei einer solchen Gelegenheit so natürlich ist. Cartentierce war, die kalte Nachtluft weniger als die Uebrigen scheuend, dem Banquier auf den Corridor, der nach dem Garten ging, gefolgt, und während Jener die Treppe nach dem höher belegenen Zimmer hinaufstieg, versuchte er die in's Freie führende Thür zu öffnen. Da dieselbe von Innen durch zwei Riegel und mit dem im Schloß steckenden Schlüssel verschlossen war, gelang ihm dies erst nach einigen Minuten, und er trat in eine Art von Veranda, aus dichtem Gitterwerk bestehend, welches im Sommer hübsch mit Wein umrankt war, jetzt aber dieses Schmuckes entbehrte. In dem Augenblick in welchem er die Thür aufmachte, glaubte er zu seiner Linken ein leises Geräusch zu hören; er wendete sich nach dieser Seite, doch da der Mond nicht schien und die Sterne

nur ein trübes Dämmerlicht verbreiteten, auch die Laube sich nicht nach dieser Seite hin öffnete, gewahrte er nichts. Er trat dennoch ruhig vor bis an den Rand der in den Garten hinabführenden Freitreppe, als er oben die Stimme des Banquiers aus dem Fenster rufen hörte: „Halt! Diebe, Diebe! Halt! Hülfe!"

Der Graf blickte sich um. Eine Leiter stand an der linken Seite des Hauses angelehnt, und Cartentierce sah eine dunkle Gestalt an derselben mit der Schnelligkeit des Gedankens hinabgleiten und über die glänzende Schneefläche dem hinteren Theile des Gartens zu eilen. Mit zwei Sprüngen war er, ohne sich zu besinnen, die Treppe hinab; der Flüchtige hatte indessen bereits einen Vorsprung gewonnen, und ungeachtet Cartentierce behend hinter ihm her war, kam er ihm um doch keinen Schritt näher. In wenigen Minuten hatten der Verfolgte und der Verfolger das Ende des Gartens erreicht; aber hier hemmte der hohe Bretterzaun die Eile des Ersteren.

Eine Leiter lehnte innen an diesem Zaun, und über der äußeren Seite desselben, wahrscheinlich mit den Füßen in eine Spalte eingeklemmt, sah der Graf den Oberkörper eines zweiten Mannes, der ein Pistol in der Hand hielt und es auf ihn anschlug.

„Zurück, Du Narr, oder ich schieße Dich nieder!" rief dieser Zweite drohend dem Verfolger zu.

Der Flüchtige, der indessen bereits den Fuß der Leiter erreicht hatte, warf, ohne auch nur einen Augenblick zu zaudern, ein kleines Päckchen, welches er in der Hand gehabt hatte über den Zaun hinüber, und hatte schon einen Fuß auf die eine Sprosse der Leiter gesetzt, als er sich von der starken Faust Cartentierce's gepackt fühlte, der sich von jener Drohung nicht hatte zurückschrecken lassen.

Der Angegriffene war ein Mann von riesenhafter Statur; aber auch der Graf besaß keine unbedeutende Muskelkraft, und während er seinen Gegner mit der linken Hand am Rockkragen festhielt, griff

er mit der Rechten nach der Kehle desselben und drückte mit der Faust zwischen die Halsbinde und die Gurgel hinein. Jener machte zuerst den Versuch, sich seines Verfolgers durch einen heftigen Stoß zu entledigen; da er indessen keinen Raum hatte, um mit der Faust auszuholen, war der Schlag, welchen der Graf in der Gegend des Magens empfing, nur schwach. Zugleich hörte man von dem Wohnhause herüber Lärm und Stimmen sich nähern. In diesem Augenblick sagte der Mann auf dem Zaune:

„Mach, kurz Gottlieb. Dreh ihn 'rum, daß ich ihn besser sehen kann, ich will ihn eins mit dem Kracher auf den Pelz brennen, dann wird er schon loslassen."

Der Räuber, stöhnend unter dem Druck der gewaltigen Faust, die seine Gurgel zudrückte, umfaßte mit beiden Händen seinen Angreifer, um denselben in die bezeichnete Lage zu bringen, da ihm der Graf bis jetzt noch immer von hinten oder doch von der Seite gestanden hatte. Wirklich gelang es ihm auch, denselben ungeachtet seines Widerstandes herumzudrängen, so daß sich Beide einander in's Gesicht sehen konnten. Die Wirkung dieses Blicks war auf beiden Seiten gleich schnell und gleich merkwürdig. Sie ließen einander los und staunten sich einen Augenblick an, als trauten sie ihren Augen nicht; dann rief der Schuhmacher, denn er war es:

„Schieß' nicht, Lampert. — Es ist der Nepper. — Adieu, Junge. Wenn wir Nachjagd bekommen, bringe sie von der rechten Fährte ab. Wir machen nach Schöneberg."

Alle diese Einzelnheiten waren mit größerer Schnelle auf einander gefolgt, als wir dieselben hier anzugeben vermochten. Der Schuhmacher war schon jenseits des Zaunes verschwunden, Cartentierce hörte den dumpfen Fall seines Herabspringens, das Geräusch seiner Tritte auf dem knisternden Schnee, er stieg einige Sprossen der Leiter empor, um ihm nachzusehen, aber die beiden Räuber hat-

ten wahrscheinlich ein sich am Ufer hinziehendes Weidengebüsch benutzt, um in dem Schatten desselben ihre Flucht zu bergen.

In diesem Augenblick hatten sich einige Diener des Hauses, unter ihnen der Banquier, Davernay und zwei oder drei andere Herren dem Gartenzaune bis auf wenige Schritte genähert.

„Die Schurken sind entwischt!“ rief ihnen Cartentierce zu. „Es ist keine Spur von ihnen zu sehen.“

„Sind sie fort! Wirklich fort?“ fragte der Banquier ängstlich.

„Gewiß,“ fuhr Jener fort. — „Aber ich will nicht hoffen, daß die Summe bedeutend ist, um welche Sie bestohlen wurden.“

„Ich habe mich in der Eile noch nicht überführt; — aber wir wollen zurückkehren, meine Herren, und die Damen beruhigen. — Es ist unartig, sie so allein zu lassen. — Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme und Ihren Beistand Herr Graf. — Aber wie kam es, daß Sie so schnell bei der Hand waren?“

Cartentierce erzählte hierauf einfach, wie er bei dem Fäuerlärm ebenfalls in's Freie getreten wäre und die Hausthür geöffnet, grade in dem Augenblick, als der Banquier um Hülfe gerufen. Er habe jedoch den Flüchtigen nicht einholen können, da er gestolpert und hingefallen, indbessen Jener entwischte.

Unter diesem Gespräch hatte die Gesellschaft, welche inzwischen durch noch mehre Herren vergrößert worden war, das Haus erreicht, und während Einige hineingingen, um die geängsteten Damen zu beruhigen, begaben sich die Anderen in das Zimmer des Banquiers, um sich dort von der Art und Weise des Einbruchs zu überführen.

Die Diebe waren, wie schon erwähnt, vermittelst einer Leiter zu dem Fenster hinaufgestiegen, sie hatten eine Scheibe zerdrückt, mit Bohrern und Messern eine Oeffnung in die Lade geschnitten und dieselbe von Innen entriegelt. Die schwere Eisenstange, welche Innen vor der Fensterlade lag, hätte sie wahrscheinlich von ihrem Vor=

haben abstehen gemacht, wenn dieselbe mit einem Vorhängeschloß auf der einen Seite, auf der anderen aber in der Wand selbst befestigt gewesen wäre. Da dies indessen nicht der Fall, diese Stange vielmehr nur ganz einfach in zwei, in den beiden Wänden eingemauerte, eiserne Oesen eingehakt war, hatte man sie einfach ausgehoben, und so waren die Diebe in das Zimmer gelangt. Das Büreau war durch ein Stemmeisen gesprengt worden, aber der Banquier mußte noch zeitig genug gekommen sein, denn seiner Aussage nach, fehlte ihm nichts, und das Fach, in welchem er sein Geld verwahrte, war noch nicht geöffnet.

Dessenungeachtet hatte Cartentierce gesehn, daß der Schuhmacher etwas in der Hand trug, was seiner Meinung nach gestohlenes Gut sein mußte, und er verfehlte nicht, diese Bemerkung laut zu äußern.

Aaron wurde aufmerksam; er untersuchte nochmals eine Schublade, die einzige, die er offen gefunden und welche nur Papiere enthielt. In einer Ecke, war ein leerer Platz, wo offenbar etwas gestanden hatte.

„Mein Gott, ja!“ rief er; — und sein Gesicht wurde auf einen Augenblick erdfahl, seine Lippen weiß, seine Knieen zitterten so heftig, daß er sich auf die Lehne eines nahestehenden Stuhls stützen mußte. Aber diese Bewegung dauerte nur wenige Sekunden; dann nahm sein Gesicht wieder den Ausdruck jener ruhigen Freundlichkeit an, und er fuhr fort. — „Die Diebe haben Geld zu finden geglaubt; aber es sind nur Papiere, deren Verlust allerdings schmerzlich für mich ist; — aber sie sind von ganz und gar keiner Bedeutung. Kommen Sie, meine Herren, kommen Sie. — Der Ball ist lange genug durch diesen unbedeutenden Vorfall unterbrochen gewesen.“ — Mit diesen Worten ergriff er eins der auf dem Tisch stehenden Lichte, und seiner Aufforderung folgend, begaben sich die Anwesenden in die unteren Zimmer hinab, wo dieser Vorfall den allgemeinen Stoff zum Gespräch hergab, bis endlich die wiederbeginnende

Musik dieser Conversation ein Ende machte. — Der Banquier war, oder schien doch wenigstens, eben so ruhig, als ob nichts vorgefallen wäre, er hatte nur seiner Frau den Vorfall kurz erzählt und leicht darüber gescherzt, wie aus dem Unglück des Einen, das Glück für den Anderen erwachse, indem er wahrscheinlich nicht so gut fortgekommen sein dürfte, wenn er des Feuers wegen nicht in sein Zimmer hinaufgegangen wäre. Nichts destoweniger glaubte Cartentierce, dessen aufmerksames Auge ihn scharf beobachtete, eine gewisse Unruhe in seinem ganzen Benehmen zu bemerken, die er mit aller Mühe zu verbergen strebte. Ob aber der Grund dieser Bewegung in der durch diesen Vorfall verursachten Aufregung Aarons liege, oder ob dieselbe sich auf den erlittenen Verlust jener Papiere beziehe, war schwer zu entscheiden. —

Es war bereits gegen drei Uhr Morgens, als der Ball endete, und Cartentierce und Davernay sich von ihrem Wirthe verabschiedeten, der sie mit der größten Zuvorkommenheit bis an den Wagen begleitete und sich dahin äußerte, daß er hoffe, die Herren würden sich bei ihm gefallen haben und ihm bald wieder die Ehre geben, sein Haus zu besuchen, was Jene natürlich mit den gewöhnlichen Gegencomplimenten erwiederten, und dann in den Wagen stiegen, wobei weiter nichts besonderes vorfiel, als daß die kleine Dame, mit welcher der Vicomte den Walzer getanzt hatte, als sie gleichfalls und noch vor ihnen in ihre Kutsche stieg, und die beiden Herren ihr sehr höflich eine Verbeugung machten, mit sehr lauter Stimme dem Bedienten sagte, daß, wenn Jemand am Morgen kommen würde, um sich zu erkundigen, wie sie sich nach dem Ball befinde, er Niemand vor eilf Uhr vorlassen möchte, — nach dieser Zeit aber sei sie zu sprechen.

XVII.

Der Bucklige.

Damit der Leser die bunt durcheinander laufenden Fäden unserer Erzählung klar und deutlich im Auge behalte, schalten wir hier die Notiz ein, daß sich die Vorfälle des vorigen Abschnitts zwei Tage nach den Begebenheiten zutrugen, welche die letzten Blätter des ersten Bandes erwähnten. Während dieser Zeit war nichts vorgefallen, was bedeutenderen Einfluß auf den Fortgang dieser Geschichte gehabt hätte.

Den Grafen von Rothenburg, einen jungen Mann von etwa acht und zwanzig Jahren, der außer einem liebenswürdigen Vermögen, noch viele andre liebenswerthe Eigenschaften besaß, hatten Cartentierce und Davernay an der Table d'hote ihres Gasthofes kennen gelernt; und da zufällig die Conversation auf den Banquier Aaron Levin gekommen, und Rothenburg in dem Hause desselben sehr gut bekannt war, hatte er es auf sich genommen, die beiden Fremden dort einzuführen. — Den Schuhmacher hatte Cartentierce ebenfalls nicht eher wiedergesehn, als bei jenem unvermutheten Zusammentreffen im vorigen Kapitel.

Es war etwa gegen zehn Uhr Morgens, oder auch wohl noch etwas später, als die beiden Herren aus dem tiefen Schlaf erwachten, in welchen sie die Erschöpfung einer durchwachten Nacht gewiegt hatte. Auf den Ruf der Klingel erschien François mit dem Frühstück und sagte, daß bereits seit zwei Stunden ein Bursche Außen warte, der den Grafen zwar nicht bei dem Namen genannt, die Herren aber genau beschrieben und vorgegeben habe, daß er ein paar Stiefel überbringen solle; er, François, hätte zwar versucht, ihn abzuweisen, da wahrscheinlich doch ein Irrthum obwalte, aber seine Mühe wäre vergeblich gewesen und der junge Mensch sei noch immer Außen.

„Ah, ich weiß schon," sagte Cartentierce, den Vicomte mit bedeutsamen Lächeln anblickend; „ich weiß schon; es ist ganz recht. — Laß ihn eintreten, François."

Der Graf hatte mit seiner Vermuthung vollkommen Recht gehabt. — Wenige Augenblicke nachher trat der kleine Bucklige in's Zimmer.

Er hatte sich etwas sonntäglich herausgeputzt; statt des zerrissenen, blauen Rockes, in welchem ihn der Graf zuerst gesehen, trug er einen schwarzen, rein abgebürsteten Leibrock mit sehr spitzen, übereinander klappenden Schößen, die ihm indessen bei'm Gehen nicht geringe Unbequemlichkeiten zu verursachen schienen, da sie, bis unter die Kniee herabhängend, ihm fortwährend zwischen die Beine kamen. Die gleichfalls sehr langen Aermel dieses Rockes machten das Tragen von Handschuhen zu einem leicht entbehrlichen Luxus, statt der Manchetten aber hatte er ein paar grün wollener, gestrickter Pulswärmer um. Außerdem hatte er ein sehr steif gestärktes Chemiset vorgebunden, welches indessen etwas verschoben war, so daß man, zwischen demselben und dem Kragen einer grün und roth gestreiften Weste, einen ledernen Hosenträger und ein Loch seines sehr groben und sehr schmutzigen Hemdes bemerken konnte. Sein Beinkleid war

grau, seine Stiefel mit vielem Fischthran geschmiert, und in der einen Hand trug er die besagte Tigermütze, eine Kopfbedeckung, die ihrer Zeit unter den stutzerhaften Lehrburschen und Kutschenaufmachern Berlins sehr beliebt war, während er in der anderen ein paar blankgewichste Stiefel hatte.

„Gu'n Morgen, meine Herren; hier schickt der Meister die Stiefeln!“ sagte er eintretend.

Cartentierce bedeutete François hinauszugehen, worauf er den Jungen fragte, was er wolle. Dieser warf erst einen mißtrauischen Blick auf den Vicomte, doch der Graf beruhigte ihn, indem er Beide einander vorstellte, wobei der Schusterjunge eine tiefe Verbeugung machte, und sich sehr geschmeichelt zu fühlen schien, als Davernay ihm die Hand schüttelte und in sehr gebrochenem Deutsch sagte, daß es ihn freue, diese Bekanntschaft zu machen. Dann wendete er sich wieder zu dem Grafen und zog aus der Brusttasche seines Fracks ein Stück Zeitungspapier hervor, welches er mit großer Sorgfalt auseinander wickelte, worauf sich dann ergab, daß dasselbe einen sehr sonderbar, etwa in der Form eines großen Bonbons zusammengelegten Brief enthalte, dessen Aufschrift, mit sehr großen Buchstaben in der Handschrift eines Schulknaben geschrieben, an den Grafen lautete. Cartentierce erbrach das Siegel und las das Folgende:

Mein Junge!

Wenn wir gewußt hätten, daß Du bei dem Chozen bekannt bist, würden wir ein besseres Geschäft gemacht haben; aber Lampert der den Massematten baldowert*) hatte, wollte keinen dritten Theilnehmer. Sei deshalb nicht böse auf uns und denke, aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Ich würde Dich bitten heute Nachmittag zu mir zu kommen, aber im Fall der Handel von der vorigen Nacht Lärm gemacht hat, könnte Dein Kommen leicht Aufsehn erregen. —

*) Den Diebstahl ausgekundschaftet.

Wir wollen uns deshalb lieber um ein Uhr an der neuen Friedrichsbrücke treffen; Du kannst auch Deinen Freund mitbringen, aber um jeden Verdacht zu vermeiden, müßt Ihr Euren Anzug so einrichten, daß er in der Penne nicht auffällt, wohin ich Euch bringen werde.

Auf Wiedersehn.

Ein Freund, der heut Nacht den Werth eines Freundes erkannt hat.

„Es ist gut," sagte Cartentierce, nachdem er diese Zeilen gelesen;" sage dem Meister, wir würden kommen."

Der bucklige Junge nickte bejahend, als er aber sah, daß der Graf den Brief in seine Tasche steckte, sagte er in sehr bescheidenem Tone, und über seine Dreistigkeit leicht erröthend.

„Sie sind zwar ein so feiner Kochemer, wie ich je einen gesehen; aber mein Vater, der jetzt in Spandau sitzt, und seine Klamoniss*) gewiß zu brauchen wußte, der hat niemals einen solchen Brief in die Tasche gesteckt, sondern ihn gleich verbrannt, oder doch wenigstens zerrissen."

Der Graf konnte sich nicht enthalten, über diesen gutgemeinten Rath laut zu lachen.

„Du bist ein pfiffiger Junge, sagte er, „aber beruhige Dich nur, der Brief soll in keine unrechte Hände kommen. Doch willst Du schon wieder gehn? — Ich denke, Du wirst wohl keine solche Eile haben."

„Ja wohl, — ich muß; wir haben Vormittag noch Stunde, ich und der kleine Karl, den Sie neulich Abend's gesehn haben."

„Und was ist das für Unterricht, den Du bekommst?"

Der Bucklige erwiederte mit sehr wichtiger Miene, daß ihm der Schuhmacher Privatstunden im Torfdrucken gäbe, und als Cartentierce eine Erklärung dieses Wortes forderte, sagte er, nicht ohne ein leichtes Erstaunen über die Unwissenheit des Neppers, daß Torf-

*) Nachschlüssel.

drucken so viel, als einen Taschendiebstahl begehen heiße, und daß er mit seinem Freunde wöchentlich drei Stunden in dieser Kunst unterrichtet werde; auch habe er wirklich — und er erröthete bei dieser Gelegenheit wieder über dies Selbstlob — bereits einige unbedeutende Kenntnisse in diesem Zweige des Handelns erlangt, und um dieses zweideutige Lob durch den Beweis zu unterstützen, zog er nicht ohne einiges Selbstgefühl ein sehr schönes, seidenes Taschentuch hervor, welches er eben erst auf dem Wege nach dem Hôtel einem Herrn aus der Tasche gezogen hatte, der an einer Buchhandlung auf dem Schloßplatze gestanden und sich das Bild von dem Mörder Kühnapfel sehr genau angesehen habe. Bei Erwähnung dieses Umstandes konnte Davernay nicht umhin, mit einer unwillkührlichen Bewegung die Hand nach seinem schönen Foulard auszustrecken, welches auf dem Tische lag, doch der Bucklige schien das nicht zu bemerken, besonders da Cartentierce seine Aufforderung, eine Wenig zu verweilen, wiederholte und diese Einladung durch das Anerbieten von einem Glase Madeira und einer Havannah Cigarre unterstützte, da er sich an das Verbot des Schuhmachers für seinen Lehrling, Tabak im Laden zu rauchen, erinnerte, und aus demselben die Folgerung zog, daß der Genuß des Rauchens dem würdigen Zögling desselben hinlänglich bekannt sei.

Ein solches Anerbieten war auch für den Buckligen zu lockend, als daß er demselben hätte wiederstehen können. Er nahm daher auf dem ihn dargebotenen Stuhle Platz und mit dem täppisch, ernsten Benehmen eines Jungen von seinem Alter begann er, die Cigarre anzuzünden und große Dampfwolken von sich zu blasen.

Die beiden Herren nahmen indessen ihren Kaffee ein, und obgleich die Unterhaltung sehr durch den Umstand gehemmt wurde, daß der Knabe nicht sehr geläufig polnisch sprach, so hoffte doch Cartentierce, einige genaue Notizen über den Schuhmacher und dessen Genossen einziehen zu können. Der schwere Wein äußerte auch bald

genug seine Wirkung auf den jugendlichen Verbrecher und seinen Mittheilungen, die anfänglich nur sparsam und vorsichtig gegeben wurden, fingen an immer vertraulicher zu werden.

Es war seine eigentliche Absicht, etwas Näheres über jenen Einbruch in der Jägerstraße zu erfahren, doch konnte Cartentierce indessen nur wenig aus den Reden des Knaben entnehmen, und als er endlich das Gespräch direct auf diesen Punkt lenkte und anscheinend ganz sorglos nach den Umständen jenes Vorfalls fragte, entgegnete ihm der Bucklige, wie er sich allerdings erinnere, den Schuhmacher davon reden gehört zu haben, daß auch jenes Weib, die in dem Keller des verfallenen Hauses die Wirthschaft geführt habe und die Geliebte Lamperts sei, mit dem Dienstmädchen, die den Dieben in das Haus geholfen, ein und dieselbe Person wäre, weiter aber könne er nichts über diese Sachen sagen. Aus den übrigen Reden des Knaben entnahmen indessen die beiden Freunde noch so viel, daß der Haß, der zwischen dem Erzähler und dem mit dem Namen Lampert bezeichneten Individuum waltete, aus dem Umstande herrühre, daß dieser auf eine nicht näher angegebene Weise den Anlaß zu der Ueberführung und Bestrafung jenes Verbrechers gegeben, der die Welt mit einem so hoffnungsvollem Sohne bereichert hatte. Der Haß, welcher die ganze Seele des Knaben zu erfüllen schien, drückte sich in seinen Worten und seinen Mienen auf das Entschiedenste aus, und es hatte etwas widerlich fürchterliches, als er während seiner Erzählung mit der Hand auf den Tisch schlug und sein jugendliches Gesicht zu einer wilden Grimasse verziehend, erklärte und mit einem ekelhaften Fluch bekräftigte, daß er noch immer keine Gelegenheit gehabt hätte, den Vater zu rächen, daß er aber geduldig den günstigen Augenblick dazu abwarte; er könne ihn zwar jeden Tag an den Galgen bringen, denn Lampert sei nicht nur ein Dieb, sondern wie er wisse, auch ein Mörder, aber er könne das

nicht thun, ohne den Schuhmacher, dem er so viel Dank schuldig sei und noch andere Personen von sehr ehrenwerthem Charakter zu verrathen.

Endlich erinnerte er sich auch daran, daß es für ihn Zeit sei, nach Haus zu gehen, wenn er anders nicht den Unwillen seines Lehrherrn erregen wolle. Er schnippte mit der Spitze seines kleinen Fingers die Asche von dem Cigarrenstummel ab, welchen er noch immer rauchte, spuckte dann mit einem sehr geringen Aufwand von Grazie auf die brennende Seite, um das Feuer auszulöschen, und wickelte endlich das übrig gebliebene Stückchen in das Papier, worin der Brief enthalten gewesen war, damit, wie er sagte, die liebe Gottesgabe nicht umkäme. Dieser Beweis einer ökonomischen Gesinnung, die man bei unsern jungen Herren jetzt nur höchst selten finder, machte auf Davernay einen so tiefen Eindruck, daß er nicht umhin konnte, dem Sparsamen ein Geschenk mit einem halben Dutzend feiner Cigarren zu machen, wozu Cartentierce noch ein Achtgroschenstück hinzufügte. Diese Freigebigkeit rührte den Knaben ebenfalls sehr, und um gleichfalls seine Dankbarkeit an den Tag zu legen, nahm er einen der mitgebrachten Stiefel und kehrte denselben auf den Tisch um, worauf alsbald des Grafen goldener Siegelring herausfiel, den der Bucklige durch eine nicht bemerkte Bewegung seines Aermels von der Kommode heruntergestreift und in den Stiefel aufgefangen hatte. Er erklärte indessen, während Cartentierce und Davernay nicht ohne Erstaunen das Kleinod aus seinem sonderbaren Etui hervorkommen sahen, daß es ihm unmöglich sei, zwei so genteele Herren zu bestehlen, und daß er lieber den Vorwurf seines Gewissens ertragen, als sich auf Kosten von Personen bereichern wolle, die er als Collegen betrachte und die so freundlich gegen ihn gewesen wären.

Ueber diesen belustigenden Vorfall und die ernsten Worte des

uneigennützigen Knaben, brachen die beiden Herren in ein lautes Gelächter aus, in welches Jener mit einstimmte, und so schieden sie als die besten Freunde von einander, während Cartentierce noch einmal versicherte, daß er sich pünktlich zur bestimmten Stunde und an dem angegebenen Orte einfinden werde.

XVIII.

Der Kneipwirth.

Zwischen der Königsstraße und der Klosterstraße zieht sich in einer nicht unbeträchtlichen Ausdehnung eine enge, übelaussehende Gasse hin, deren trübselige Häuser auf dem Platze erbaut sind, welchen ehemals die Stadtmauern Berlins einnahmen, von welchen diese Gasse auch ihren jetzigen Namen erhalten hat.

Wie in den Meisten dieser Straßen hat auch die, von welcher wir hier sprechen, nur sehr schmale, kaum für eine Person zu passirende Seitenstege, die noch dazu häufig genug von den hervorspringenden Treppen der einzelnen Häuser unterbrochen werden, so daß der Fußgänger sich gezwungen sieht, auf dem Fahrweg zu bleiben, und sich weit lieber der Unannehmlichkeit aussetzt, von einem vorüberfahrenden Wagen mit Schmutz bespritzt zu werden, als daß er Gefahr läuft, auf dem holprigen, schlüpfrigen Pflaster des sogenannten Bürgersteiges auszugleiten, und im günstigsten Falle in eine mit schmierigem Wasser und Unreinigkeiten jeder Art gefüllte Gosse zu fallen. — Der Schmutz, mit welchem diese Gasse daher selbst in der besseren Jahreszeit angefüllt ist, wird im Winter, besonders wenn

Thauwetter eingetreten ist, fast unergründlich, und der feuchte Dunst der schmutzigen Erde mischt sich mit den Ausdünstungen einzelner Kerichthaufen, welche die Straße sperren und auf denen der Abfall von allen möglichen Gemüsearten, wie Kohlstrünke, Kartoffelschalen, abgenagte Knochen, sehr viele zerrissene Schuhsohlen, auch wohl mitunter der Cadaver einer übergefahrenen Katze zu einem schrecklichen Ganzen verfaulen.

Wenn man an einem vielleicht bewölkten Tage bei dieser Gasse vorübergeht, und einen Blick hineinwirft in diese dunstige, stinkende Luft, die dicht zusammengeballt, träge und schwer über die Erde hängt, hält man unwillkürlich den Athem an, um diese widrige Atmosphäre nicht einzusaugen, und die hohen, finstren Häuser, die zu beiden Seiten des Einganges stehen, sehen mit stummem Ernste auf den Eintretenden nieder und scheinen sich oben zusammenzuwölben, als wollten sie dem Tageslichte den Zugang versperren, damit ewige Düsterheit über diesen widerwärtigen Orte brüte. — Und selbst wenn es ein heller, freundlicher Tag ist, und die lustige Sonne sich über das rege Geschäftsleben in der Königsstraße freut und die Farben der bunten Zeuge und Tücher an den Schaufenstern probirt, ob sie echt seien, wie eine sorgsame Hausfrau thut; wenn der blaue Himmel klar und wolkenlos ist und auf die Erde herabsieht, wie das lachende Auge eines jungen Musikanten auf die neu besaitete Fiedel, selbst dann ist es nur eine trübe Dämmerung, die in dieser Gasse herrscht, eine trübe, feuchte Dämmerung, aus der kein Tag werden will, kein glücklicher, goldener Tag, und die Sonne sieht so brummbärig und verdrießlich ernst aus, wie die Unterlehrerin in einem städtischen Waisenhause.

Und wenn man es nun, dieses widerwärtigen Aeußeren ungeachtet, wagt, einzutreten in das Bereich jenes ungesunden Miasma, so findet man das wenig erfreuliche Bild, das man sich von diesem düstren Orte entworfen hat, wo möglich noch übertroffen.

Es ist eine Reihe von kleinen, zusammengeschrumpften Häusern, von denen die Einen schmutzig und elend aussehen, aber dieses Elend mit einer gewissen Frechheit zur Schau tragen, wie der Bettler, der sich seiner Lumpen nicht mehr schämt, sondern sie für ein gutes Mittel hält, Mitleid zu erwecken und Allmosen zu erpressen. Die anderen dieser Gebäude, eben so krüppelhaft und siech aussehend, sind mit irgend einer auffallenden Farbe bepinselt und neu abgeputzt; wie eine Buhlerin, welche die Bläffe der schwindsüchtigen Wangen unter der Schminke zu verbergen sucht; die Fensterläden und Jalousien sind grün angestrichen, grün mit der frischen, freudigen Farbe der Hoffnung, und doch Alle — ach — die hinter denselben ihr elendes Dasein hinschwinden sehen, Alle haben bei ihrem Eintritt in diese Höhlen der Armuth und des Lasters die Hoffnung draußen gelassen, diesen letzten Nothanker der Menschen.

Selten nur, scheu und verstohlen sich umblickend, ob auch Niemand seinen Schritten folgt, sieht man eine anständig gekleidete Person am Tage durch diese Gasse eilen; selbst der Geschäftsmann welcher sich so gern einige Schritte erspart, macht lieber einen Umweg, anstatt seinen Weg durch diesen Aufenthalt des Elends und des Lasters zu nehmen; nur rohe trunkene Burschen, Arbeiter welche ihren Tagelohn verprassen, liederliches Gesindel, die Früchte ihres Diebstahls vergeudend, ziehen zuweilen in großen Horden hindurch, ein altes, schlumpiges Weib, das mit stierem, nichtssagenden Blick aus einem Branntweinsladen taumelt, mit rohen Späßen verfolgend, oder einen abgemagerten Hund, der mit gesenkter Schnauze und giftigem Knurren in einem Schmutzhaufen nach Nahrung wühlt, durch Fußtritte und mit höhnendem Gelächter von seinem eklen Fraße verjagend.

Aber diese borsthaarigen Hunde, ohne Halsband, herrenlos, in einem Zustande gefährlicher, hungriger Wildheit umherschweifend, diese alten, triefäugigen, branntweintaumelnden Weiber, diese Männer mit

unsauberem Anzuge, den Stempel des Lasters und des Verbrechens auf dem entnervten Gesicht tragend, sie sind nicht die einzigen Bewohner jener düsteren, unheimlichen Gasse.

Wenn der Vorübergehende einen scheuen Blick in das Erdgeschoß jener schäbig aussehenden Häuser thut, gewahrt er allerdings nichts weiter, als jene entsetzliche, nackte Armuth, die sich hieher zurückgezogen, aber hinter den grünen Jalousieen jener aufgeputzten Gebäude fällt sein Auge auf andere Scenen, nicht weniger widrig und ekelhaft als die Anderen.

Bleich, mit schlaffem Haar und trüben Augen, im losen, ungeordneten Anzuge sieht man weibliche Gestalten, theils noch jugendlich, theils schon älter, aber alle mit dem einen Ausdruck der frechen Sünde auf dem entweibten Gesicht an den Fenstern sitzen, oder in den Zimmern umherschlarren in heruntergetretenen Morgenschuhen von sehr lebhafter Farbe. Die Meisten von ihnen lungern müßig im Fenster, einzelne unzüchtige Scherzreden mit den Vorübergehenden wechselnd, nur wenige mit einer leichten weiblichen Handarbeit beschäftigt und so die wenigen Tagesstunden hinbringend; denn wenn bei dem fleißigen Arbeiter bereits der Mittag genaht ist, fängt man hier den Tag an.

Erst am Abend, wenn die Dunkelheit diese Scenen einhüllt, beginnt das eigentliche Leben an diesem Orte.

Da flimmern die Gaslaternen trübe und unstet wie Irrlichter durch die nebelgraue Nachtluft, da erleuchten sich diese niedrigen, breiten Fenster und wüstes, lautes Lachen und Geschrei, der Gesang einer heiseren Stimme, von dem Ton einer verstimmten Guitarre begleitet, zuweilen auch der Lärm einer Schlägerei, tönt aus diesen Höhlen des Lasters hervor.

Es war diese Straße, in welche der Schuhmacher den Grafen und Davernay führte, nachdem sie sich an dem Orte des Rendez-vous ohne weitere Schwierigkeiten getroffen; doch gehörte das Haus, in

welches sie traten, nicht zu der letzterwähnten Klasse. Das Ziel ihres Ganges war vielmehr ein trüb aussehender, tief belegener Keller, zu welchem etwa zehn, in der Mitte sehr ausgetretene Stufen hinabführten. An jeder Seite des Eingangs sah man ein länglich viereckiges Schild, von denen das zur linken Seite eine Angabe der verschiedenen Biere und Branntweine enthielt, die man hier verkauft, auf dem andern, war mit einem sehr geringen Aufwande, von Kunst eine Gesellschaft von Herren, sämmtlich in sehr blauen Leibröcken und Nankinghosen gemalt, die um einen runden Tisch saßen, der mit sehr vielen Knoblauchswürsten, Semmeln und Branntweinsgläsern besetzt war, während ein Marqueur mit einer grünen Schürze und einer Serviette unter dem Arm im Hintergrunde abgebildet war, wie er eben eine Flasche Braunbier einschenkt. Darunter las man die einfachen Worte: „Kalt und warm Frühstück."

Vor diesem Keller stand der Schuhmacher, der seinen beiden Gefährten etwas voraufgegangen war, um kein Aufsehen zu erregen, still, und nachdem er sich umgesehen und Jene durch einen bedeutsamen Blick aufgefordert hatte, ihm zu folgen, stieg er langsam und vorsichtig die Stufen hinab, während Cartentierce und Davernay ohne Anstand dem erhaltenen Winke Folge leisteten. Die beiden Herren, durch ihren gewandten Bedienten mit den entsprechenden Anzügen versorgt, hatten etwa das Ansehen von sonntäglich gekleideten Handwerkern; auch der Schuhmacher hatte sich ähnlich herausstaffirt Dieser Letztere hatte indessen die untere Thür des Ladens noch nicht geöffnet, sondern seine Gefährten erwartet, um mit ihnen zugleich eintreten zu können. Erst da der Vicomte, als der Letzte von Beiden, die ersten Stufen hinabstieg, faßte er auf die Klinke der kleinen, mit Scheiben von grünem Glase versehenen Thür, die oben an eine große Klingel stieß, so daß beim Oeffnen der Klöpfel der Glocke ein ziemlich lautes, anhaltendes Geräusch verursachte.

Das Innere dieses Ladens sah merkwürdig genug aus.

Unmittelbar an der Thür und, wenn man eintrat, zur rechten Seite, war ein von der Wand bis zum Ladentisch reichender, offener Verschlag von einem oder zwei Brettern angebracht, in welchem ein Vorrath von Sand aufgehäuft war; in diesem Sandhaufen steckte eine Anzahl von Reisigbesen, die Stiele nach unten gekehrt; ein köstlicher Vorrath für den Vorsteher einer Sonntagsschule. — Auf der linken Seite, diesen pädagogischen Interessen gegenüber, standen zwei braungebeizte, plumpe Schemel mit Lehnen. Auf einem derselben kauerte ein zerlumpter, ältlicher Mann, eine halb geleerte Branntweinsflasche in der einen, ein Stück schwarzes Brod in der andern Hand, er schien den Gebrauch eines kleinen Glases gänzlich zu verschmähen, welches der Wirth auf den schmierigen Ladentisch für ihn hingesetzt hatte. Außer diesem Glase standen zwei irdene Töpfe auf diesem Tische, von denen der Eine einen Vorrath von sauren Gurken, der Andere eingemachte Häringe von einer sehr merkwürdigen Größe enthielt; daneben stand ein alter Fayence-Teller, auf welchem ein angeschnittenes Stück sehr fetten und sehr braun gebratenen Schweinebratens lag, und neben diesem Teller bemerkte man die Hälfte eines betrockneten, schimmligen, holländischen Käses, in den schmutzigen Fetzen eines alten Hemdes eingewickelt, welches noch mit den Anfangsbuchstaben des einstigen Besitzers und mit der Zahl 4. in Roth gezeichnet war. Hinter einer Art von hölzernem Gitter, welches diesen Ladentisch in zwei Theile schied, war eine Waage von Messing, ganz und gar mit Grünspan bedeckt, angebracht; daneben lagen mehre Gewichte und einige Papierstücken, um die gekauften Waaren einzuwickeln. An einer dünnen Querstange, die sich zu beiden Seiten des Tisches, durch hölzerne Pfosten gestützt, so hoch erhob, daß man bequem mit der Hand hinauflangen konnte, hingen viele, phantastisch aussehende Würste jeder Größe und ein angeschnittenes Stück Speck. — Der Hintergrund des Ladens wurde durch ein Spinde, auf dessen Fächern verschiedene große und kleine Flaschen von jeder beliebigen Form

standen, durch einige Flaschenkörbe, einen Tisch mit Backwaaren und noch andere Gegenstände ausgefüllt, unter denen wir besonders den Wirth nicht vergessen dürfen, diesen dicken, schmeerbauchigen, branntweinsrothen Wirth, der mit dem zerlumpten Manne gerade in ein sehr wichtiges Gespräch über Spirituspreise vertieft war, als die Fremden eintraten.

Die Unterhaltung wurde natürlich hierdurch unterbrochen, und nachdem der Schuhmacher dem Wirthe vertraulich zugenickt und der Wirth diesen Gruß mit einem forschenden Blick auf die beiden ihm Unbekannten erwiedert hatte, sagte der Erstere:

„Guten Tag, Vater Matthes. — Wie geht's? — Ich denke gut. Ich habe da ein paar gute Freunde mitgebracht; wir können doch etwas zu frühstücken bekommen und eine Parthie Billard spielen. — Ist vielleicht irgend ein Bekannter hier?

„Geht nur hinein, Kinder;" erwiederte der Wirth mit einer sehr dünnen Stimme, die sich nur mühsam durch seine fettverwachsene Kehle hindurch drängte. „Der blasse Johann ist dri'n und noch ein junger Mensch, den er mitgebracht hat. Geht nur hinein!"

Der Schuhmacher öffnete eine kleine Glasthür zur Seite, welche mit einer schmutzigen, rothen, gelbsaumigen Gardine verhängt war, und trat in das anstoßende Gemach, wohin ihm Cartentierce und Davernay folgten.

Dies Zimmer enthielt nur einige Tische und Schemel, die an den Wänden umherstanden, und einen kleinen eisernen Ofen, in welchem Coaks brannte; in der Mitte stand ein kleines, sehr niedriges Billard, dessen Ueberzug durch den Zahn der Zeit und die plumpe Hand der ungeschickten Spieler sehr viel schadhafte Stellen bekommen hatte, die nachher mit grauem und blauem Zwirn auf eine höchst dauerhafte Weise ausgeflickt waren.

In einer Ecke dieses Gemachs, nahe an einer zweiten Thür, die in ein Hinterzimmer führen mochte, saßen zwei Männer, die sich bei

dem Eintritt des Schuhmachers und seiner Begleiter umwendeten. Der Eine von ihnen, der Aeltere, nickte Leberecht vertraulich grüßend zu; Cartentierce erkannte in ihm einen der Männer, die er in jenem Hause der Karlstraße getroffen hatte. Es war der, welchen der Wirth mit dem Namen „der blasse Johann“ bezeichnet hatte. — Der Andere war ein junger Mensch von bleichem, schmächtigen Aussehen, mit einer gewissen Zierlichkeit gekleidet. Er mochte höchstens siebzehn Jahr alt sein und hatte einen kleinen dünnen Schnurrbart, dem er mit einem angebrannten Pfropfen oder einem ähnlichen Mittel eine seinem dunklen Kopfhaar entsprechende Färbung zu geben versucht hatte. Der Blick seines großen, schwarzen, lebhaften Auges hatte indessen etwas Unstetes, diese Unruhe eines bösen Gewissens, das noch nicht im Laster verhärtet genug ist, um mit Frechheit das nagende Bewußtsein der üblen That zu ersticken.

Beide fuhren indessen, ohne sich durch diese Unterbrechung stören zu lassen, in ihrer Unterhaltung fort, während die Angekommenen an einem, ebenfalls jener Thür nahe stehenden Tische Platz nahmen, und der Wirth hereintrat, um sich zu erkundigen, was die Herren zum Frühstück zu befehlen gedächten; während er aber sprach, blieb er in der Thür stehen und schloß dieselbe nicht, zuweilen einen Blick hinter sich werfend, um jede Bewegung des im Laden sitzenden Gastes beobachten zu können.

Der Schuhmacher bestellte auf diese Anfrage ein Glas Bier, Branntwein und warme Knoblauchswürste.

„Da werden Sie Würste zu essen bekommen, meine Herren!“ sagte er, während sich der Wirth entfernte, um die erhaltenen Aufträge zu effectuiren; „der Vater Matthes macht sie selbst und Sie haben in Ihrem Leben noch nicht so was schmackhaftes gegessen; — so zart, so saftig. Er hält aber auch die Zubereitungsweise geheim, er könnte sich ein Privilegium darauf geben lassen, wenn er wollte. — Ich hab' es zwar schon ziemlich heraus gebracht und weiß, daß die-

selben aus Schweine- und Hundefleisch bestehen, mit einem sehr geringen Zusatz von Katzenfleisch; aber die Mischung richtig zu treffen, diesen Einklang im Wohlgeschmack heraus zu bringen, daß man jedes einzelne heraus schmeckt und Alles doch ein so köstliches Ganzes bildet, das ist eben die Hauptsache. — Nun, Sie werden ja selbst kosten, meine Herren; — Sie werden sehen, daß ich nicht übertreibe."

Davernay erwiederte nicht ohne ein leichtes Lächeln, daß er wirklich sehr neugierig sei, diese gerühmten Würste zu essen und daß er durchaus kein Mißtrauen in die Empfehlung des Schuhmachers setze, doch sei der Geschmack verschieden, und was dem Einen munde, schmecke dem Andern schlecht; hierauf machte indessen der Schuhmacher den Einwurf, daß Alles, was wirklich schön sei, unter jeden Umständen schön bleibe, und daß Würste von Hundefleisch wirklich etwas schönes seien und es nur von einem verdorbenen Geschmack zeuge, wenn man dieselben nicht der gebührenden Anerkennung würdige.

Dies einleitende Gespräch wurde indessen durch die Ankunft der besprochenen Würste unterbrochen, die nebst den übrigen Sachen von einem Knaben herbeigebracht wurden, den Cartentierce alsbald für den erkannte, welchen er ebenfalls an jenem Abend in der Karlstraße gesehen, und der den Schuhmacher, so wie die beiden anderen Herren mit sehr großer Ehrfurcht begrüßte, worauf ihm Leberecht freundlich auf die Backen klopfte und zu seinen beiden Begleitern sagte, daß Karl ein braver Junge sei und hoffentlich noch 'mal was Tüchtiges werden dürfte, und es verginge selten ein Markttag, wo er nicht seine vier bis fünf Thaler nach Haus brächte, die er den Einkäuferinnen gestohlen, und er sei als ein armer, unvermögender Bengel aus dem Waisenhause entlassen und zu Vater Matthes in's Geschäft gekommen, habe aber jetzt schon seine dreihundert Thaler in der Sparkasse liegen.

Diese Mittheilung wurde indessen durch den behaglichen Dampf der Knoblauchswürste beendet, welche eine so angenehme Wirkung

auf die Geruchsnerven Leberechts hervorbrachten, daß er ohne Weiteres zulangte und, mit Zurücksetzung des Gebrauchs von Gabeln und Messern, eine Wurst zwischen Daumen und Zeigefinger der rechten Hand nahm und die Hälfte derselben abbiß, eine Methode, ganz besonders dazu geeignet, wie sich der eßkünstlerische Sprecher ausdrückte, keinen Tropfen dieses gaumenkitzelnden Saftes verloren gehen zu lassen, welcher den wichtigsten und wohlschmeckendsten Bestandtheil einer solchen Wurst ausmache.

Während dieses Frühstücks, bei welchem indessen der Graf sowohl als Davernay wenig Geschmack für das Schöne an den Tag legten, wurde jedoch nichts von Geschäftssachen gesprochen, und Cartentierce hatte sich außerdem vorgenommen, um die einmal begonnene Rolle consequent durchzuführen, etwas aufgebracht darüber zu scheinen, daß der Einbruch des verwichenen Abends ohne seine Zuziehung versucht worden sei, und dies gelang ihm um so besser, als Leberecht, nach seinen Begriffen von Recht und Unrecht, sich allerdings einen Vorwurf hierüber machen zu müssen glaubte, und nicht ohne Besorgniß der Anrede seines vermeintlichen Collegen wartete.

Nachdem er indessen sein Frühstück durch einen Schluck Weißbier, der das Glas bis zur Neige leerte, beendet, und ein zweites bestellt hatte, reichte er seine schmutzige Faust dem Grafen über den Tisch hinüber:

„Du bist verdrießlich, mein Junge," sagte er; „und Du hast wahrhaft'gen Gott Recht dazu. — Ich hab' es Lampert gleich gesagt, daß Du mit bei dem Geschäft betheiligt werden müßtest, aber er wollte nichts davon wissen. Nun sei ruhig, keinen Groll zwischen uns alten Freunden. — Von jetzt ab werde ich keine Arbeit mehr ohne Dich unternehmen."

„Besser für Euch und für uns wäre es gewesen, wenn Du schon gestern so gedacht hättest," erwiederte Cartentierce; „wir würden eine

hübsche Summe verdient haben, während es so nichts wurde. Was war in dem Kasten enthalten?"

„Nichts, mein Junge, gar nichts. — Er stand so versteckt in der Ecke, war verschlossen und ich dachte bestimmt, daß Papiergeld d'rin wäre. — Aber nicht die Spur. — Ich denke Du wirst es gehört haben. Lauter Briefe, ganz werthlos, es ist ein Unglück!"

„Was für Briefe?" fragte Cartentierce.

„Der Teufel weiß. — Ich habe sie nicht gelesen."

„Du hast sie doch aber aufbewahrt?"

„Ja. — Ich wollte das Zeug erst verbrennen, damit es mich in keine Ungelegenheit bringt, Du weißt, ich bin vorsichtig; aber meine Frau meinte, man müsse sie erst durchsehn, vielleicht wären sie zu was zu gebrauchen. Ich habe sie daher mit dem Blechkasten im Keller eingegraben. — Wir wollen erst abwarten, ob der Balhei*) großen Lärm macht."

„Du kannst sie mir geben. Ich will Dir bald sagen, ob man etwas damit machen kann."

„Warum nicht. — Du kannst sie bei Gelegenheit bekommen;" sagte der Schuhmacher.

„Ich will nachher mit Dir gehn, um sie abzuholen. —

Leberecht sah ihn mißtrauisch an. Diese Dringlichkeit hatte seinen leicht erregbaren Argwohn erweckt; er glaubte daß der Bestohlene vielleicht etwas über die entwendeten Sachen gesagt hätte, und daß Cartentierce den zu hoffenden Gewinn für sich allein zu behalten gedenke. Er sagte deßhalb vorsichtig:

„Ich gehe nicht gleich nach Haus, sonst recht gern. — Und ich denke, daß ich nichts davon verloren haben werde. — Wenn indessen etwas zu machen ist, so darf Lampert nichts davon wissen. — Du verstehst mich. — Nicht wahr?"

*) Der Bestohlene.

„Gewiß, es ist nicht sehr schwierig.“ —

„Und nun,“ fuhr Leberecht fort, während er sich gemächlich in seinen Stuhl ausstreckte; „nun wollen wir nicht weiter von dieser dummen Geschichte reden; abgemacht ist abgemacht, und ein braver Kerl hält, was er versprochen. — Ich habe Euch, Dich und den Herrn hier — hier machte der Sprecher eine höfliche Verbeugung gegen Davernay — indessen nur darum hieher gebeten, damit wir besprechen können, was am Besten zu machen ist, denn es wäre doch Schade den Massematten*) so ganz und gar aufzugeben, und ich habe schon eher eine Sache drei oder vier Mal versucht und sie endlich zu Stande gebracht. — Lampert wird auch kommen.“

„Ihr wollt also noch einmal bei dem Banquier einbrechen?“ fragte Cartentierce nicht ohne Ueberraschung.

„Gewiß. — Du kannst prächtig die Gelegenheit baldowern und Wachsabdrücke von den Schlössern nehmen. Wir versuchen es dann mit den Nachschlüsseln, das macht weniger Geräusch.“

„Wir müssen indessen noch einige Tage warten. — Man ist jetzt sehr aufmersam geworden.“

„Nicht länger als nöthig ist, die Schlüssel anzufertigen. Wenn wir sie heut schon hätten, würde ich keinen Augenblick verlieren. Die Leute vermuthen gewöhnlich nicht, daß man so schnell wieder kommen kann.“

„Nun gut,“ sagte der Graf; „ich werde die Abdrücke sobald als möglich besorgen.“

„Thu' das mein Junge. — Aber wie steht es. — Weißt Du nicht noch außerdem etwas zu thun, was wir inzwischen geschwind abmachen könnten? — Wahrhaftig eine schlechte Zeit jetzt — sehr schlecht; kein Verdienst, nichts, gar nichts!“

Davernay, der bisher wenig Theil an dem Gespräch genommen

*) Diebstahl.

hatte, ergriff die Hand des Schuhmachers als ob ein plötzlicher Gedanke ihn durchblitze; — zugleich aber stieß er den Grafen leise an, um denselben aufmerksam zu machen.

„Halt," sagte er. „Ich habe einen Gedanken. — Es wird gehn und zwar mit wenig Mühe."

„Was für einen Gedanken?" fragte ihn Leberecht, während Cartentierce ihn erstaunt ansah.

„Etwas zu handeln, wie Ihr es nennt," erwiederte Davernay. mit geheimnißvoller Miene.

„Einen Massematten?" rief Leberecht.

„Massematten oder Massessmatten, was scheren mich diese Ausdrücke, die ich nicht kenne" rief der Vicomte und schlug mit der Faust auf den Tisch, da er sich immer sicherer in seiner Rolle zu fühlen begann. „Ich meine eine gute Gelegenheit, etwas zu verdienen durch Nachschlüssel und Einbruch. Aber Eure verdammte Sprache verstehe ich nicht und will sie nicht verstehen."

„Nun, nun, nur nicht gleich so hitzig, und ich denke Ihr werdet auch noch 'mal die Vortheile der Kochemer Sprache einsehn und sie bald so gut verstehen und reden wie ich, — ja das meine ich wahrhaftig. — Aber das Geschäft von dem Ihr spracht?"

„Ist ein sehr gutes. Es sind zwei Engländer, die ich neulich kennen lernte;" erwiederte Davernay, während Cartentierce mit immer größerem Erstaunen zuhörte. „Sie haben englisches Gold bei sich, Alles Gold und nichts von diesen hundsföttischen Papieren, die einen ehrlichen Kerl auf die Galeeren bringen können."

„Aber wo wohnen sie denn? Wann sind sie nicht zu Haus?"

„S'ist nur ein Bediente bei ihnen und sie wohnen in einem Hause vor dem — — ich weiß den Namen nicht mehr genau — vor dem Rosenthaler oder Schönhauser Thor; ja, ja ich glaube so ist es recht."

„Vor dem Rosenthaler oder Schönhauser Thor? — Merkwür-

dig. — Da wohnt selten Jemand, der etwas zu verzehren hat. Wißt Ihr denn gewiß, daß die Jungens baares Geld haben?"

Der Schuhmacher sah den Vicomte bei diesen Worten zweifelnd an.

„Gewiß. — Es ist übrigens leicht zu erklären, warum sie dort wohnen. Sie haben die Absicht, hier irgend eine Fabrik anzulegen, ich weiß nicht genau was; so eine neue Erfindung mit einer Dampfmaschine oder dergleichen, und wollen dort vor dem Thore ein Grundstück kaufen, um die nöthigen Gebäude anzuführen."

„Das läßt sich hören! Ihr seid ein Goldjunge!" rief der Schuhmacher mit heiterer Miene. — „Alle Wetter! wie wollen wir diese englischen Koffer ausleeren. — Aber können wir bald an die Arbeit?"

„Morgen oder übermorgen denke ich. Ich weiß nur nicht den Namen der Straße, wo sie wohnen. Aber wir werden noch heut hingehn, mein Freund und ich, um die Gelegenheit anzusehn. Morgen könnt Ihr ebenfalls hinausgehn, da Ihr doch in solchen Sachen besser bewandert seid, als wir, und uns dann Bescheid sagen, wie das Geschäft am Besten zu machen ist."

„Verlaßt Euch auf mich, Kinder! — Verlaßt Euch auf mich. Und Ihr sollt sehen, wie ich arbeite!"

Die Lebhaftigkeit, mit welcher dies Gespräch geführt wurde, machten den Blassen am andern Tisch aufmerksam, der seine Unterhaltung mit dem jungen Menschen beendet haben mochte, denn er sagte, indem Beide vom Tisch aufstanden."

„Du hast mich also vollkommen verstanden, Anton?"

„Ja wohl, es ist nicht so schwer. — Wir treffen uns also um acht Uhr."

„Ganz recht. — Aber pünktlich. — Adieu indessen."

Sie reichten sich die Hände und während der Jüngere hinausging, trat der Blasse an den Tisch, wo jene saßen.

„Wer ist der junge Mensch? fragte der Schuhmacher.

„Ich weiß es nicht," erwiederte der Blasse gleichgültig. „Ich habe ihn hier nebenbei in der „schönen Mohrin" kennen gelernt, er hat da eine Geliebte."

„Und was hast Du mit ihm zu handeln?"

„Eine Kleinigkeit, ganz unbedeutende Sache. Aber man nimmt Alles mit bei den schlechten Zeiten."

„Ich habe ihn noch nicht gesehn. Ist er ein Kochemer?"

„Hat bis jetzt noch nichts gemacht," erwiederte der Blasse, einen Stuhl an den Tisch heranrückend und sich setzend; „wenigstens weiß ich nichts davon, doch da er noch nicht treife[1]) ist, kann man ihn, wenn Einer verschütt geht[2]) leicht vorschieben. — Sie können ihm nichts thun, höchstens ein paar Wochen auf Verdacht."

Der Schuhmacher schüttelte bedenklich den Kopf.

„Ich habe es nicht gern, daß sich ein Bekannter mit einem solchen Jungen einläßt. Wenn sie den gehörig bearbeiten, pfeift er und bringt manchen braven Kerl in Verlegenheit. — Wenn Dir Jemand fehlt, hast Du doch andere Bekannte genug. So ein Bursche, der nicht von Jugend auf angelernt ist, bleibt ewig ein Stümper. — Wer ist er denn?"

„Er hat's mir nicht auf die Nase gebunden, und scheint ein ganz gerissener Junge. — Ich traf ihn vor einigen Wochen, wie ich schon sagte, hier nebenbei und wir machten Bekanntschaft miteinander. Na, ich hatte ihn bald weg, daß es ihm schlecht ging und sagte ihm, er möchte sich auf's Torfdrucken legen, das wäre am Leichtesten. Heut wollen wir zusammen arbeiten und grade, weil ihn noch Niemand kennt, denke ich, daß wir ein gutes Geschäft machen werden. — Aber was habt Ihr denn vor Kinder? — Kann man nicht mitarbeiten."

---

1) Verdächtig. 2) Verhaftet wird.

Der Schuhmacher zwinkerte seinen beiden Genossen zu, nichts zu verrathen, und antwortete dann:

„Es ist nichts. — Wir sind bloß hereingekommen, um zu frühstücken."

In diesem Augenblick hörte man die Klingel der Ladenthür gehen; der Schuhmacher warf einen forschenden Blick in das Vorzimmer hinein, indem er sich so weit auf seinem Stuhle zurückbog, daß er neben den zurückgeschobenen Vorhängen vorbeisehen konnte. Fast zugleich mit dieser Bewegung zeigte sich indessen an der Glasscheibe der Thür das Gesicht Lamperts, der erst die Anwesenden recognosciren zu wollen schien, und dann mit zwei andern übel aussehenden Männern in das Gastzimmer trat. Diese Personen waren etwa wie Arbeitsleute gekleidet, die auf den Straßen durch Lasttragen und ähnliche Verrichtungen ihr tägliches Brod erwerben. —

„Guten Tag," sagte Lampert ziemlich barsch und einen finstren Blick auf den Grafen werfend, während er den Vicomte scharf fixirte; dann setzte er, sich zu dem Ersteren wendend, etwas höhnisch hinzu: „Ihr war't gestern so eifrig, einen braven Kerl festzuhalten, wie ein Blaukragen [1]) der sich eine Prämie verdienen will; aber ich muß Euch sagen Herr Baron, daß Ihr Eurem Ende so nahe war't, wie es je ein armer Sünder gewesen, wenn sie ihm das Urtheil auf dem Galgen vorlesen."

„Ruhig Lampert, keinen Streit unter Freunden;" sagte der Schuhmacher, mit einer gewissen Autorität. „Du darfst es nicht vergessen, daß wir dieselbe Schuld haben. Hätten wir die Sache zusammen gemacht, wären wir besser weggekommen."

„Es ist indessen doch immer keine Manier, unter Kameraden so zu verfahren," brummte Jener; „und wenn ich Einen brennen [2]) will, so mache ich es, weiß Gott, anders."

---

1) Gensd'arm. 2) Man vergl. pag. 78.

„Jeder macht es nach seinem Belieben," erwiederte der Graf kurz.

Lampert warf ihm einen wilden, rachedrohenden Blick zu, er ballte die Faust und seine Augen schienen nach einem Gegenstand zu suchen, welchen er dem kecken Sprecher gegen den Kopf werfen könne, Cartentierce und Davernay sprangen gleichzeitig auf, um einem etwaigen Angriff zu begegnen, aber der Schuhmacher drängte, mit riesenmäßiger Faust, Lampert vom Tisch zurück.

„Ruhig, sage ich Dir; ich denke Du kennst mich. Ich will keinen Streit!" rief er; „und wenn Du es noch einmal wagst, einen meiner Freunde hier nur schief anzusehn, so hast Du es mit mir zu thun."

Der Zurückgestoßene griff mit der Hand unter seine Jacke, als wolle er nach einer dort verborgenen Waffe fassen; dann aber besann er sich und sagte ruhig:

„Du bist ein Narr, Gottlieb. — Du weißt, daß ich ein Bischen heftig bin; aber ich meine es nicht so bös."

„Nun gut, — so gieb Dich zufrieden. Wenn ein Polizist vorbeikommt und hier Lärm hört, kannst Du uns Alle in Verlegenheit bringen. Setz' Dich hin. — Da ist ein Stuhl. — Wie hast Du geschlafen? — Was giebt es Neues?"

„Wie soll man schlafen, wenn man sich müde gearbeitet hat, wie ein Hund und nichts dabei verdient," erwiederte Lampert, ohne indessen von dem angebotenen Stuhle Gebrauch zu machen. — „Heda, Matthes, bringe was zu trinken, 's ist das Einzige, um die Grillen zu vertreiben, und mir ist die Kehle schon den ganzen Morgen trocken. — Ja, ja.

„Saufen ist das Aller Best'
Seit hunderttausend Jahren gewe'st!"

Und während er diesen Refrain eines ziemlich bekannten Kneipenliedes vor sich hinbrummte, trat er zu dem anderen Tische, an

welchem bereits seine Kameraden Platz genommen hatten, und forderte den Einen derselben auf, mit ihm eine Parthie Billard zu spielen, worauf der Wirth die zwei schmutzigen Oellampen anzündete, die zu beiden Seiten der Billardtafel hingen, und das Spiel begann.

Eine Zeit lang sahen die Anwesenden den ziemlich ungeschickten und unbeholfenen Stößen der beiden Spieler zu, bis endlich der Blasse den neben ihm sitzenden Schuhmacher mit dem Fuße anstieß: —

Hast Du gesehn, Leberecht!" sagte er: „Der zahnlückige Heinreich hatte Gold in der Börse, wie er vorher den Ssoref[1]) bezahlte. — Er muß irgend wo was verdient haben."

„Meinetwegen. — Wir wollen Alle leben."

„Ich meine nur," fuhr indessen der Blasse fort, als er sah, daß der Schuhmacher seinen Worten so geringe Aufmerksamkeit schenkte; „und Du weißt, daß ich oft mit meinen Vermuthungen Recht habe — ich meine nur, daß es nicht wohlgethan ist, hier mit ihm zusammen zu sitzen. Sie sagen er soll bei dem Chassnehandel[2]) mit dabei gewesen sein, wo sie das Mädchen so zugerichtet haben. Du weißt, daß die Polizei arg danach ist, die Sache heraus zu kriegen, und ich möchte wahrhaftig nicht in seiner Gesellschaft sein, wenn sie ihn fassen."

„Meinst Du wirklich, daß er dabei gewesen ist?" fragte Leberecht aufmerksam werdend.

„Gewiß. — Ich habe so etwas munkeln gehört."

„Was ist das für eine Geschichte?" fragte Davernay, der vor dem Grafen das Vorrecht besaß, in dieser Gesellschaft etwas Deutsch verstehen zu können.

„'Sist 'ne dumme Geschichte. Ein Einbruch, gewaltsam, und

1) Branntwein. 2) Gewaltsamer Einbruch.

dabei haben sie das Dienstmädchen, die zu Haus war, gebunden und gemißhandelt, daß es eine Sünde und Schande gewesen ist. Meine Frau war empört, als sie es erfuhr; ihr weibliches Gefühl war auf das Tiefste verletzt. Ja, ja, sie hat viel weibliches Gefühl, meine Frau. — Ihr habt sie noch nicht gesehn, aber ich denke, Ihr werdet sie kennen lernen."

Der Vicomte erwiederte hierauf, wie sein Freund ihm bereits so viel von Madame Leberecht erzählt habe, daß er sehr begierig sei, sie kennen zu lernen, worauf der Schuhmacher mit großer Artigkeit entgegnete, daß die Begierde ganz auf Seiten seiner Frau sei, worüber der Vicomte so sehr lachen mußte, daß Herr Leberecht mit großem Ernst die Bemerkung machte, er hoffe doch, etwa nichts unpassendes gesagt zu haben, was den Herrn beleidigen könne, was derselbe auch zu seiner großen Beruhigung verneinte.

Es schien indessen wirklich, als habe jene Bemerkung des Blassen den Schuhmacher mit einiger Unruhe erfüllt, denn nachdem er noch eine Zeit lang den Mann, welcher als der Zahnlückige bezeichnet worden war, von der Seite betrachtet hatte, stand er vom Tische auf:

„Wir wollen gehn, wenn es Euch Recht ist;" sagte er, und reichte das Bierglas dem Grafen und als dieser es zurückwies, an Davernay. — „Trinkt aus Kinder und kommt."

Als sie demgemäß ihm folgend in den äußeren Laden traten, und Cartentierce dem hinter der Schenke stehenden Wirthe die Rechnung bezahlen wollte, hielt der Schuhmacher ihn indessen zurück, indem er entschieden darauf bestand, diese Sache selbst abzumachen, da die Herren nur seine Gäste gewesen wären; zugleich aber benutzte er diese Gelegenheit, um zu warten, bis der Blasse den Laden verlassen hatte, und er so mit seinen beiden Gefährten und dem Wirthe allein blieb.

„Hier, Vater Matthes," sagte er, sobald er seinen Zweck erreicht,

so leise und so schnell wie möglich; „ich stelle Dir diese beiden Herren vor, es sind besondere Freunde von mir, die Alles wissen können, wenn's Noth thut; ich denke Ihr werdet Euch gegenseitig erkennen, wenn Ihr Euch begegnet und es sein muß, und wenn Ihr in Gefahr seid, so ist Vater Matthes der Mann, Euch auf jede Weise herauszureißen. — Nun lebt wohl Papa, grüßt Eure Frau von mir und vergeßt die Gesichter dieser Herrn nicht."

Der Wirth lüftete mit freundlichem Grinsen das schmutzige Käppchen, welches seinen nackten Schädel bedeckte und sagte, ein so alter Chochem wie er, würde diese schmucken Herren unter Tausenden herauserkennen, und er wünsche nur bald Gelegenheit zu haben, seine Dienste in Ausübung bringen zu können. Hierauf drückte er jedem Einzelnen sehr freundschaftlich die Hand, und der Schuhmacher öffnete die Ladenthür und stieg die Kellertreppe voran in's Freie hinauf, während sich Cartentierce und Davernay nicht wenig über diese unerwartete, geheimnißvolle Bekanntschaft wunderten.

Auf der Straße angekommen stand der Schuhmacher still, um die Nachkommenden zu erwarten.

„Ihr wundert Euch vielleicht darüber Kinder;" sagte er mit dem freundlichen Tone eines humanen Protectors; „daß ich Euch mit dem Wirth so bekannt gemacht habe; aber Ihr werdet ihn wahrhaftig eher brauchen können als Ihr denkt. Vater Matthes ist ein gescheidter Kerl, und wir sind alte Bekannte, noch aus dem Feldzuge her, den wir als Marketender mitmachten. Es giebt nur wenig Leute von unserer Profession in Berlin, die ihn nicht kennen, aber es sind kaum fünf oder sechs, die ihn so genau kennen, wie ich, und wie Ihr ihn kennen lernen werdet. — Wir treffen uns morgen wieder hier. — Ich denke Ihr werdet Zeit haben; damit wir über den Massenmatten reden können; — jetzt geht — ich spreche nicht gern auf der Straße mit Jemand; man muß allen Verdacht meiden. —

Ich gehe links, Ihr rechts. — Lebt wohl, meine muntre Jungen, Lebt wohl!"

„Aber ich bitte Sie um Alles in der Welt, Vicomte;" sagte Cartentierce stehen bleibend, nachdem sich der Schuhmacher von ihnen verabschiedet hatte, „was haben Sie gemacht, in welche Verlegenheit bringen Sie uns mit Ihrem tollen Vorschlage!"

„In eine Verlegenheit?" entgegnete Davernay: — „im Gegentheil, ich werde allen diesen Verlegenheiten ein Ende machen."

„Ich verstehe Sie nicht; erklären Sie sich deutlicher."

„Sehr gern bester Graf: — und ich will mit Ihnen wetten, daß Sie meinen edanken für den gescheidtesten erklären werden, den ich jemals gedacht. — Aber bleiben wir hier nicht stehn, sondern kommen Sie, und zwar lassen Sie uns die Richtung nach dem Thor einschlagen, wo unsre beiden Engländer wohnen."

„Offen gestanden, weiß ich mich selbst sehr schlecht in dieser verwünschten Gegend zu orientiren;" entgegnete der Graf; „aber kommen Sie nur auf gut Glück. — Ah, sehen Sie, da haben wir schon wieder einen von unseren neuen Bekannten."

Er deutete bei diesen Worten auf eins jener niedrigen Fenster, an welchem ein Mädchen in dem Negligee einer sehr schmutzigen Nachtjacke und ihr gegenüber der junge Mensch saß, der vor ihnen den Keller verlassen hatte. Er grüßte die Vorübergehenden sehr zuvorkommend, und flüsterte seiner Gesellschafterin einige Worte zu, als ob er sehr stolz darauf sei, so fein aussehende Herren unter seinen Bekannten zu haben.

Cartentierce und Davernay erwiederten den Gruß, gingen aber ohne sich weiter aufzuhalten vorüber, während der Graf seine vorige Frage wiederholte.

„Es ist, wie gesagt ein sehr gescheidter Gedanke;" fuhr der Vicomte fort; wir werden diesen Menschen dadurch vollkommen in

unsre Gewalt bekommen, indem wir ihn dazu verleiten, dies Verbrechen zu begehn."

„Aber wir sollen ja selbst dabei thätig sein; und wer sind diese beiden Engländer, von denen Sie gesprochen haben?"

„Diese Engländer? — Mein Gott wir selbst!"

„Ich verstehe Sie wahrhaftig noch immer nicht."

„Um so besser, wenn mein Plan nicht so auf den ersten Blick durchschaut wird, denn wir haben es meiner Ansicht nach mit einem gewitzten, erfahrenen Bösewicht zu thun. Hören Sie mich ruhig an."

Und der Vicomte begann nun seinem Gefährten während des Gehens ausführlich auseinander zu setzen, wie sie verabredeter Maßen eine Wohnung vor dem Rosenthaler Thore sobald als möglich beziehen, sich aber dort für Fremde, die in der dortigen Gegend irgend eine chemische Fabrik anzulegen gesonnen seien, ausgeben sollten, um den Schuhmacher, Fall's derselbe die nöthigen Erkundigungen einziehen würde, jedenfalls zu täuschen. Dann sollte der Einbruch wirklich vollführt, der Schuhmacher aber auf der That ertappt und ihm die Wahl gelassen werden, sich entweder den Händen der Gerechtigkeit überliefert zu sehen, oder seine Dienste zu dem Zwecke zu verwenden, welcher dem Grafen zunächst am Herzen lag. Cartentierce erhob zwar verschiedene Bedenklichkeiten gegen diesen Plan, da er aber für den Augenblick nichts Besseres anzugeben wußte, erklärte er sich zwar damit einverstanden, bemerkte jedoch, daß die weitere Ausführung die reiflichste Ueberlegung verdiene.

Während dieses Gespräches hatten indessen Beide längst jene schmutzige Gasse verlassen, in welche der Schuhmacher sie geführt hatte. Sie waren über die Spandauer Brücke gegangen, doch da der Graf sich in dieser Gegend wenig orientiren konnte, und in die

Oranienburgerstraße hineingegangen war, geriethen Beide in eine jener öden und unbelebten Gassen, die zu einem der Thore führen, vor welchem sich die sogenannte voigtländische Vorstadt ausbreitet.

XVII.

Das Voigtland.

Als wir die Ueberschrift dieses Kapitels niederschrieben, bemächtigte sich unser, offen gestanden, jenes unbehagliche Gefühl, welches wir seit jenem Tage nicht wieder empfunden haben, als wir in dem blauen, von der sorglichen Hand der Mutter und eines stämmigen Dienstmädchens sauber abgebürsteten Sonntagsrocke, mit sehr feierlichem Gesichte und sehr weißen Hemdkragen in die Aula des Gymnasiums traten, um dort zum ersten Male öffentlich Zeugniß von dem abzulegen, was wir gelernt oder vielmehr nicht gelernt hatten; da waren so viele Dinge, die uns neu und ungewohnt und sehr geeignet, unsre kindische Phantasie mit herzklopfender Bangigkeit zu erfüllen. Schon das feierliche Aussehn des Lehrers selbst, mit dem schwarzen Leibrock, dem weißen Halstuch und den sehr breiten, die Hand bis zu den Knöcheln bedeckenden, steif gestärkten Manchetten; dann der Pedell in blankgewichsten Stiefeln, die Kriegsdenkmünze und die Rettungsmedaille gleichfalls hellglänzend mit Kreide und Spiritus geputzt, an der Thür des Hörsaals stehend und die eintretenden Fremden mit vielen Bücklingen empfangend; nachher diese Fremden selbst,

ganz vorn auf einer der ersten Bänke unser Vormund mit seiner goldenen Brille und schwarzem Sammetkäpsel, der, merkwürdig genug und noch beängstigender auf uns wirkend, ebenfalls ein sehr weißes Hemd an hatte, was nur bei sehr großen Feierlichkeiten und auf dringendes Anrathen seiner Haushälterin geschah; neben ihm die Tanten und unverheiratheten Cousinen, die uns so oft Zuckerwerk und Pfefferkuchen in die Tasche gesteckt hatten, die aber heut ganz andere Gesichter hatten, so ernst, so feierlich und sehr große Hauben mit vielen blauen oder rosa Bändern trugen. — Nun, dieser gewichtige Moment meines Lebens ist auch vorübergegangen, und ich weiß mich noch genau zu besinnen, wie mein Vormund, als er nachher bei uns zum Mittagessen war, mir sagte, es wäre so so gegangen, hätte aber können besser sein, und wie mich die Tante Schneider bei Seite nahm und mir eine große Düte voll gebrannter Mandeln zusteckte und meinte, ich hätte ganz allerliebst ausgesehn und wäre der niedlichste Junge in der ganzen Klasse gewesen, wobei meine Mutter zu weinen anfing, doch kann ich nicht genau sagen, ob dieser Meinung wegen, oder weil's hätte besser sein können, wie mein Vormund gesagt hatte.

Gern hätten wir daher auch — um uns eines wohl allgemein bekannten Schulausdrucks zu bedienen, — auch dieses Kapitel „geschwänzt," oder doch nur mit wenigen Worten abgefunden; aber das Voigtland ist zunächst ein für die Charakteristik von Berlin zu wichtiger Stadttheil, als daß nicht der Leser dieses Werkes mit Recht eine ausführlichere Beschreibung desselben von uns fordern könnte. Fragt man nun aber nach Ursache des bangen Unbehagens, welches uns bei diesem Abschnitte überkömmt, so erklärt sich dasselbe sehr einfach aus den absprechenden Urtheilen, welche über jene früheren Arbeiten laut geworden sind, die denselben Stoff behandelten. Wir haben indessen diese Beschreibungen nicht gelesen und können daher am allerwenigsten ein Urtheil über den Werth derselben fällen, be-

sonders da der Stoff, dem Autor selbst vielleicht unbewußt, undankbar genug ist, so daß selbst die geschicktere Feder unserer Vorgänger daran scheitern mußte. — Doch, wir wollen's versuchen.

Selbst wenn wir die Straßen Berlin's nicht so genau kennen möchten, als es der Fall ist, und man uns dann, vielleicht im verschlossenen Wagen, in einer jener unbekannten Gassen führen würde, ohne daß wir wissen, wohin wir gekommen, so wäre es dennoch ein Leichtes, aus dem Ansehn der Gebäude, aus der Kleidung und den Gesichtern der Bewohner zu schließen, in welchem Stadttheil wir uns befinden. — Es ist in der That merkwürdig, aus welchen verschiedenen Elementen sich Berlin zusammensetzt.

Da sind die alten, düster aussehenden, aber noch immer dem Zahn der Zeit kräftig trotzenden Häuser, welche die engen, winkligen Straßen der Altstadt Berlin und Kölln bilden; die schönen, geräumigen Gebäude der Friedrichsstadt, sich schnurgrade an einander anschließend und scharf im rechten Winkel von den Querstraßen durchschnitten; da ist die Friedrich-Wilhelmsstadt, mit den vielen neuen, aber sehr hohen Häusern mit schmalen Fensterpfeilern, denen man es auf den ersten Blick ansieht, daß sie mit besonderer Rücksicht auf die sich mit jedem Jahre mehrende Bevölkerung der Residenz gebaut sind; die Spandauerstadt, mit ihren zusammengeschrumpften, in die Erde hineinkriechenden Häusern, zwischen denen sich hin und wieder ein neues, stattliches Gebäude erhebt, mit aristokratischer Geringschätzung auf seine unbedeutenden Nachbaren herabblickend; — mit einem Wort es ist keine einzige Gegend der Stadt, die sich nicht durch ihre Bauart hinlänglich von den andern unterschiede, abgesehen von den Beschäftigungen, die dort vorzugsweise getrieben werden und von dem aus diesen Beschäftigungen nothwendiger Weise entspringenden, veränderten Aussehen der Bewohner.

Schärfer und deutlicher hervortretend, als anderswo prägt sich dieser Unterschied allerdings in demjenigen Theile der Residenz

aus, welchen man unter dem Namen des Voigtlandes begreift, einen Namen, dessen Entstehung ganz einfach von den Handwerkern, besonders Maurern und Zimmerleuten, herzuleiten ist, die Friedrich der Große aus Sachsen und dem Voigtlande nach Berlin kommen ließ, um hier bei den häufigen Bauten fördern zu helfen, da es in der Stadt an Arbeitern mangelte. Diesen Leuten wurde die noch unbebaute Rosenthaler Vorstadt angewiesen, um sich dort zu domiciliren, und die Bewohner Berlins benannten diesen neu entstehenden Stadttheil mit jenem zwar nicht officiellen, aber um so allgemeiner bekannten Namen.

Noch ehe man die Ringmauern der Stadt verlassen hat, und diese ungepflasterten holprigen Straßen, betritt, welche das eigentliche Voigtland bilden, gewinnt das Aeußere der Häuser, bei welchen man vorübergeht, der Anblick der Menschen, die aus den trübseligen Fenstern dieser Häuser neugierig dem besser gekleideten Vorübergehenden nachglotzen, einen ganz eigenthümlichen Anstrich. Nirgends findet man, in keiner anderen Stadtgegend, Gebäude, die mit so merkwürdigen Farben, gewöhnlich sehr grell und den Augen wehethuend angestrichen sind; nirgends ist es stiller und einsamer auf den Straßen der Residenz, als wie hier, und diese trübselige Stille wird nur hin und wieder durch das Geschrei von einem Haufen sehr zerlumpt aussehender Kinder unterbrochen, die sich auf eine wahrhaft dämonische Weise jauchzend und tobend auf einem großen Lehm- oder Sandhaufen umherwälzen, der vor einem dieser Häuser abgeladen, so lange die Mitte der Straße sperrt, bis er zu seiner Bestimmung verwendet worden ist, die darin besteht, zu der Reparatur dieses schäbigen, baufälligen Hauses zu dienen, welches so zerrissen, so geflickt aussieht, wie die Tuchjacke eines Eckenstehers, so hinfällig, wie ein schwindsüchtiger Trunkenbold, dessen innersten Lebenskräfte von jenem entnervenden Getränk des Branntweins ausgetrocknet sind. Die meisten dieser Häuser, die nur aus einem einzigen Stockwerk

bestehen, liegen von der Straße aus so tief, daß die Fenster förmlich unter der Erde angebracht sind, und ein plumpes, hölzernes Geländer gewährt dem Vorübergehenden wenigstens einige Sicherheit vor der Gefahr, in diese Vertiefungen hinabzustürzen, die in einer Breite von drei bis vier Fuß in das Straßenpflaster ausgeschnitten sind, um den Bewohnern dieser unterirdischen Räumlichkeiten Gelegenheit zu geben, die dunstige Atmosphäre ihrer feuchten Zimmer mit der frischen Luft zu verbessern, die sich aus dem nahe liegenden, fauligem Rinnstein entwickelt. In der besseren Jahreszeit sieht man diese Fenster fortwährend geöffnet; sehr viele Kinder, die von ihren schmutzigen Spielen auf der Straße zurückkehren und sich zu einer ihrer ärmlichen Mahlzeiten wieder einfinden, klettern durch die offenstehenden Fenstern mit seltener Geschicklichkeit aus und ein, und um diese sonderbare Uebung der Gymnastik zu erleichtern, steht, eigends nur zu diesem Gebrauche bestimmt, vor jedem Fenster innerhalb der Stube, ein derber Schemel oder ein alter, statt des Rohrgeflechtes mit Brettern benagelter Stuhl, der den Aus- und Einsteigenden bei diesen Evolutionen von nicht geringem Nutzen ist. Häufig genug sieht man sogar ältere Personen, mit Hintenansetzung der civilisirten Komforts der Thüren, hinter den Fenstern verschwinden, und oftmals haben wir es mit großem Ergötzen angesehn, wenn eine ganze Familie, von irgend einem Spaziergange zurückkehrend, oder vielleicht einen Besuch bei einem Bekannten abstattend, auf diese einbrecherische Weise ihren Eingang in eine jener Wohnungen fand. Mitunter ist auch der geringe Raum, welchen diese Einfriedigungen bilden, zu einer Art von Gärtchen benutzt, in denen man viele gelbe Blumen wachsen sieht; aber auch diese Pflanzen haben ein elendes, krüppelhaftes Aussehn, verwelkt, kothbespritzt, oder durch die Hand eines muthwilligen Buben zur Hälfte abgerissen.

Auch die Läden dieses Stadttheils, aus welchen die Bewohner desselben ihre geringen Bedürfnisse entnehmen, unterscheiden sich durch

den Aufwand jeder möglichen Einfachheit von allen andern Verkaufslokalen der Residenz. Der äußere Anstrich der Ladenthüren ist gewöhnlich ein sehr dunkles Braunroth, eine Farbe, auf welcher Schmutzflecke sehr wenig zu sehen sind, und die außerdem sehr gut geeignet ist, die Aufmerksamkeit eines vorbeischlendernden Straßenjungen nicht auf sich zu ziehen, der sich sonst ein Vergnügen daraus machen würde, auf einem helleren Grunde allerlei sehr merkwürdige Figuren mit Bleistift oder Röthel zu zeichnen. In der That kann man in jedem andern Stadttheil vergeblich nach dieser Farbe der Läden suchen; — sie sind nach demselben Grundsatze so angestrichen, nach welchem die Natur einigen Insecten eine analoge Farbe mit den Gegenständen gegeben hat, auf welchen sich dieselben aufhalten, so daß sie in ihrem Unbemerktsein den einzigen Schutz finden. Das Innere dieser Läden ist übrigens charakteristisch genug. Ein einziger enthält fast sämmtliche Bedürfnisse dieser anspruchslosen Käufer. Beim Eintreten stolpert man gewöhnlich über ein oder mehre zerbrochene Hufeisen, die auf der Schwelle festgenagelt sind und dazu dienen, allen Hexen und allen bösen Geistern den Eingang zu wehren und Glück und Segen in das Haus zu bannen. Auf dem Ladentisch, der übrigens mit den Eingangsthüren den gleichen Anstrich hat, sieht man neben einer großen Kaffeemühle eine große Zahl von verschiedenen falschen Münzen ebenfalls mit sehr großen Nägeln befestigt, wahrscheinlich um den Käufer auf den Scharfblick des Ladeninhabers aufmerksam zu machen und zugleich dunkel anzudeuten, daß irgend ein schreckliches Schicksal demjenigen bevorsteht, welcher es wagt, ein falsches Geldstück auszugeben. Vor dem Ladentisch steht gewöhnlich eine Tonne mit sehr großen Häringen und ein Sack mit sehr kleinen Kartoffeln, daneben liegt in der Ecke ein Haufen Rüben und einige Kohlköpfe. Auf der andern Seite, ebenfalls noch diesseits des Ladentisches, ist an der Wand ein Brett angebracht, auf welches Backwaaren liegen; ein Zettel, mit sehr großen Buchstaben geschrieben, enthält die Notiz: „Acht

Pfund gut ausgebackenes Landbrod für fünf Silbergroschen.“ — Im Hintergrunde des Ladens, wo ein großes Repositorium angebracht ist, — wir brauchen wohl nicht zu sagen, — daß der Eigenthümer auch hier wieder seiner Lieblingsfarbe den Vorzug gegeben — erblickt man ein unendliches Gemisch von Butterfässern, altem Käse, Schreibbüchern mit sehr buntem Deckel, Cichoriendüten, verschiedene sehr billige Stoffe zu Damenkleidern, eine Syrupskanne, ein Oelfaß, ein anderes Gefäß, in welchem Bieressig enthalten, und noch eine Unzahl namenloser, aber höchst merkwürdiger Gegenstände. Auf dem Repositorium stehen neben einem zinnernen Schenkbrett mit kleinen Gläsern und vielen Branntweinsflaschen die verschiedenen Luxusartikel der eingemachten Häringe und Gurken, der verschimmelten Citronen, sogar ein grünes Glas mit unendlich kleinen Bonbons, von denen das Dutzend sechs Pfennige kostet und welche, wie ein an dem Glase befindliches Etiquett sagt, Mohrrüben-Bonbons heißen und dazu dienen, bei Erwachsenen die Schwindsucht zu kuriren und kleinen Kindern das Zahnen zu erleichtern, auch gegen Rheumatismus und Fieber helfen. Das Repositorium selbst ist in sehr viele kleine Schubladen getheilt, auf denen man allerlei prunkende Inschriften lies't, wie z. B.; Feinste Raffinade, Litt. A.; feine dito, feinsten Pecco, Mocca, Candis, Cassia und noch vieles Andere, wodurch man einen sehr hohen Begriff von den Waarenvorräthen des Eigenthümers bekommt, wenn man nämlich nicht weiß, daß diese Kästen nichts anderes enthalten, als einige Pfund gebrannten Kaffee, sehr viel Feuerheerdsroth Schwefel- und Bindfaden, groben Zwirn, Nägel jeder Größen und andere einer Wirthschaft unentbehrliche Artikel. —

Abgesehen von diesen Waarenhandlungen sind auch noch die Trödler-Läden dieses Stadttheils merkwürdig. — Da kann man das stufenweise Sinken jener Unglücklichen deutlich verfolgen, die sich in diese Gegend zurückgezogen, um entfernt und unbeachtet von denen, die sie in besseren Tagen gekannt, auf eine glückliche Zukunft zu hof-

fen, mit deren Aussicht sie sich trösten, wie der Schwindsüchtige mit seiner baldigen Genesung. — Wenn aber auch der eine Theil dieser zum Kauf ausgestellten Sachen, deutlich genug auf bessere Zeiten hinweis't, so verräth doch der andere wieder die jammervollste, bitterste Armuth, die sich des Nothwendigsten entäußerte, um Brod anzuschaffen, Brod, trockenes, hartes und doch so gern gegessenes Brod. Es ist schwer zu begreifen, wie diese zerrissenen, geflickten Kleider, diese zerbrochenen Geräthe, welche hier zur Schau ausstehen, auch nur den geringsten Werth haben können, und ein kaltes Frösteln läuft über unseren Rücken, wenn wir an das Elend dessen denken, der sich mit thränenden Augen in die Nothwendigkeit versetzt sah, diese entsetzlich werthlosen Gegenstände zu veräußern.

Was die Bewohner dieses Stadttheils betrifft, so findet man hier, und nur hier, die Armuth, das Elend in der fürchterlichsten Gestaltung.

Wenn man vor das Thor hinaustritt und diese vom Regen aufgeweichten, schlammigen Straßen, die durch häufige Löcher und Pfützen gesperrt werden, entlang wandert, diese Straßen aus einer Reihe elender Häuser bestehend, die sich mißtrauisch an einander anlehnen, als wüßten sie, daß jeden Augenblick ihr nächster Nachbar zusammenstürzen kann, und sie dann rathlos und ohne Halt dastehen, so begegnet man nur hin und wieder einem menschlichen Wesen. Aber sei es nun ein altes Weib, mit heruntergetretenen Schlarren, eine Zweipfennigsdüte mit Kaffee und ein sehr kleines Töpfchen mit Syrup in der Hand haltend, sei es ein junger Mensch mit abgetragenem, schäbigem Rock, die Aerme sehr steif an der Seite herunterhängend, um die zerrissenen Aermel zu verbergen; sei es ein Kind, von der Mutter zum nächsten Kaufmann geschickt, in der Hand ein schmutziges Stückchen Papier haltend, worin einige Pfennige eingewickelt sind, und mit großem Ernste die Namen der verschiedenen Sachen vor sich hinmurmelnd, welche es holen soll, sei es ein junges Mädchen, mit einer

Nachbarin einige Worte wechselnd, sei es noch ein Andrer, gleichviel, ob Mann oder Weib, so haben sie doch alle eine gewisse Aehnlichkeit in der Gesichtsbildung, einen gewissen Ausdruck, den man überall bei ihnen findet, als wenn sie nur eine einzige Familie ausmachten; und es ist ja wirklich, in der That so, sie gehören alle zu einer Familie, zu dieser großen Familie der jammervollen Armuth, des schwindsüchtigen Elends.

Was die Vorstädte St. Antoine und St. Marceau für Paris waren und theilweis noch sind, das ist das Voigtland für Berlin. Es ist der Wohnplatz der Sansculottes unserer Residenz, die man hier im eigentlichen Sinne des Wortes als Hosenlose umherlungern sehen kann, wenn sie an einem Sonn- oder Festtage von der Arbeit feiern.

Wenn man zur Sommerzeit an einem dieser Tage, besonders zur Morgenstunde, in diese Gegend geräth und dann wohl einen neugierigen Blick durch eine der zerbrochenen Einzäunungen thut, welche die Höfe jener Häuser begrenzen, gewahrt man, ein eigenthümliches Schauspiel, sehr viele alte und jüngere Frauen, die ohne sonstige Bekleidung als die eines Unterrockes, aus welchem man mit leichter Mühe den Anzug eines Harlequins herausschneiden könnte, am Brunnen stehend damit beschäftigt sind, mit sehr vielem Wasser und sehr wenig Seife ihr einziges Hemd, so wie das ihres Mannes und ihrer Kinder zu waschen. Ist dies Geschäft beendet, so thun die lustige Sonne und der frische Morgenwind das Ihre, die Wäsche sobald als möglich zu trocknen, während im Winter der warme Ofen dies Geschäft verrichtet und wenn dann der Mittag kommt, ist Alles fertig und sonntäglich heraus geputzt, und die Kinder drängen sich freudig und erwartungsvoll um den Tisch, auf diese ärmliche Mahlzeit harrend, die heut, als am Feiertage, durch ein sehr kleines Stück Fleisch und viele Knochen zu einem köstlichen Mahle gemacht wird. — Ist dann das Essen vorüber, so sieht die Mutter noch einmal den Anzug

der Kinder nach, und die älteste Tochter kämmt den jüngeren Geschwistern das Haar glatt, während der Vater sehr viel an seinen kleinen Hut mit sehr schmaler Krempe bürstet, und dann das Gesangbuch von dem Sims des Ofens herablangt und abstäubt, und wenn alle diese Vorbereitungen geendet sind, nimmt die Frau das jüngste Kind auf den Arm und der Vater den Knaben an die Hand, die übrigen Kinder folgen und so geht's zur Kirche. — Und das sind keine von Euren städtischen Kirchengängern, die da in das Gotteshaus treten, um einen neuen Anzug oder sich selbst zur Schau stellen; die eine alte Tante beerben wollen und dieselbe jeden Sonntag mit sehr frommer Miene in ihren Kirchenstuhl führen, und wenn die alte Frau eingeschlafen ist, mit einer eben so andächtigen Dame, die ihnen gegenüber sitzt, liebäugeln; nein das sind Leute, die in die Kirche gehen des Gebets wegen, die dem Herren da oben danken, daß er ihnen Arbeit gegeben und Kraft und Gesundheit, daß sie arbeiten konnten, und die ihn bitten, daß er sie fernerhin nicht verlassen möge. — Ja, ja wir sind selbst in diese unscheinbare Kirche eingetreten, die da so schlicht und prunklos auf dem Felde steht, wir sind eingetreten und haben den kräftigen, markigen Worten des Predigers zugehört, und haben gesehen, wie die Thränen über die Wangen dieser Frauen herabliefen, Thränen die tief herauskamen aus dem innersten Herzen, wurden sie gleich nicht mit einem kantenbesetzten Tuche, sondern nur mit einer groben Schürze getrocknet, und haben gesehen, wie die Männer mit der rauhen, schwieligen Hand sich die Augen abwischten, wie sie sich nach beendigtem Gottesdienst erhoben und man's ihnen ordentlich ansehen konnte, daß sie sich getröstet und gestärkt fühlten, für die abermalige Woche der Entbehrung und der erschöpfenden Arbeit, und dann sind uns die Systeme unserer neuesten Philosophen eingefallen und wir haben daran gedacht, was wir diesen Leuten wohl zum Ersatz geben könnten, wenn wir ihnen das

einzige nehmen, woran sie sich in ihrem jammervollen Elend aufrecht halten, ihre Religion! —

Mag nun zwar die Armuth einzelner Individuen, welche andere Stadttheile bewohnen, dieselbe Höhe erreichen, als bei den Bewohnern des Voigtlandes, so drängt sie sich doch nirgends in diesem Maasstabe zusammen, als wie grade hier. Allerdings finden sich, besonders unter den Grundeigenthümern, wohlhabenderen Bürger, die Masse besteht indessen hauptsächlich aus Handarbeitern und Tagelöhnern, und während in einer andern Gegend der Stadt der Arme aus leicht erklärlichem Schaamgefühl die Lumpen seines Anzugs so viel als möglich zu verbergen strebt, um nicht den Augen seines Nachbarn aufzufallen, so findet doch diese Rücksicht hier nicht statt, und man gewöhnt sich vielmehr an diese sorglose Schaustellung des Elends, die dem Fremden, der sie zum ersten Male bemerkt, widerwärtig genug erscheint. Allerdings trifft man demgemäß selten anderswo einen so zerlumpt aussehenden Menschen, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, als wenn man die Straßen vor dem Hamburger und Schönhauser Thore durchstreift; aber es wäre engherzig und vorschnell, wollte man die Bewohner dieser Stadtgegend als Verbrecher bezeichnen. — Ihr erstes Verbrechen ist ihre Armuth, und diese entsetzliche, jammerathmende Armuth wird die Quelle anderer Verbrechen, die wohl gefährlicher für die Gesellschaft, es aber kaum für den Thäter sind, denn wenn Entbehrungen und Leiden jeder Art unser psychisches Empfinden abgestumpft haben, bleibt nur die Sorge für unser materielles Wohl übrig, und es ist schrecklich genug, aber wahr und durch die tägliche Erfahrung bestätigt, daß es unter unsern Mitbrüdern Menschen geben kann, die ein Verbrechen begehen, um als Sträflinge in einem Arbeitshause ein Unterkommen und hinlängliche Nahrung zu finden, die sie selbst, bei anstrengenderer Arbeit als wie die im Detentionshause, oft genug entbehren mußten.

Verweilen wir einen Augenblick bei dem folgenden Bilde:

Es ist ein feuchtkalter Wintermorgen; ein dünner Nebel, der durch die dichteste Winterverhüllung dringt und das Mark unserer Knochen durchnäßt, breitet über die beschneite Landschaft, über das weite, öde Feld, über die einzeln stehenden Häuser mit den Einsturz drohenden Schornsteinen, über den Sophienkirchhof mit seinen wüsten Gräbern und seinen kleinen, schwarzen Kreuzen sich aus. An einen blätterlosen Baum gelehnt, steht ein Mann, zerlumpt, frierend, zitternd, er kann noch nicht bejahrt sein, er ist in dem kräftigsten Alter des Menschen; aber der Hunger hat ihm zehn Jahre seines Lebens verdoppelt, hat seine Kräfte gebrochen, seine stattliche Haltung gebeugt, seine Haare ausfallen gemacht. Dieser Mann hat seit dem vergangenen Morgen nichts gegessen; er hat den Verdienst des verwichenen Tages dazu verwendet, um Brod für seine kranke Frau zu kaufen und seine beiden Kinder; aber es war nicht viel, was er ihnen geben konnte, und die Kinder hatten ja solchen Hunger — da ist nichts für ihn übrig geblieben. Frierend, auf einem alten Strohsack, mit den Lumpen bedeckt, die er seine Kleidung nennt, hat er die Nacht zugebracht, dann ist er aufgestanden und hat den Zurückbleibenden versprochen, sogleich heimzukehren, wenn er etwas verdient haben würde. So lehnt er dort an dem Baum. Bei dem Anblick des Kirchhofs sind allerlei drohende Gedanken in ihm aufgestiegen; er hat daran gedacht, wie glücklich die sind, die da unten eingescharrt liegen, wie sie keinen Kummer, keine Sorgen haben; — er denkt an Selbstmord. Aber da fällt ihm ein, daß er nicht auf diesem stillen Gottesacker begraben wird, wenn man die Leiche des Selbstmörders findet, da erinnert er sich an die Worte des Predigers, der zur neulichen Todtenfeier über den Text gepredigt: „Selig sind, die im Herrn entschlafen;“ da denkt er an Weib und Kind und schüttelt die nächtigen Gedanken von sich ab und eilt der Stadt zu, wo er Arbeit zu finden hofft, Arbeit für diese morschen, elenden Arme. Es ist noch früh;

der eine Theil der Bewohner unserer Residenz liegt noch in angenehmen Morgenträumen in dem weichen Bette, nur die betriebsameren Geschäftsleute haben bereits ihre Läden und Werkstätten geöffnet und den Tag begonnen. — Ein sehr dicker, behaglich aussehender Herr liegt mit der dampfenden Pfeife in dem Fenster einer Parterre-Wohnung; es ist der muthmaßliche Eigenthümer des Hauses, und der Tagelöhner tritt demuthsvoll an ihn heran und fragt, ob nicht etwas für ihn zu thun sei, den Schnee fort zu fegen, oder den Hof zu reinigen, oder noch etwas Anderes. Aber der dicke Herr entgegnet kopfschüttelnd, daß er seinen Hausknecht dazu habe, und als Jener etwas von seiner Armuth, seiner kranken Frau und von seinen Kindern spricht, schnaubt er ihn sehr grimmig an und sagt, daß das Betteln verboten sei, daß er einen monatlichen Beitrag für die Armenkasse zahlen und daß er kein liederliches Gesindel unterstütze. Betrübt schleicht der Unglückliche fort; er versucht sein Glück anderswo aber; wieder derselbe Empfang. — So wird es Mittag; noch immer hat er nichts genossen, seine Füße versagen ihm fast den Dienst, er ist viele Straßen durchgelaufen und setzt sich endlich auf die steinerne Treppe eines Hauses, wo die Mittagssonne einige Wärme verbreitet. In dem Zustande eines wachenden Traumes vergehn ihm einige Stunden. Er hat die Augen geschlossen, aber er schläft nicht; er hat sie geöffnet, aber er wacht nicht, endlich rüttelt ihn ein derber Stoß aus dieser Betäubung empor. Er springt auf. Es ist der Laternenanstecker, der ihn mit der Leiter gestoßen, als er die Laterne des Hauses anzündete. — Es ist bereits Abend geworden. — Seine Glieder sind erstarrt; er taumelt wie ein Trunkener und erst nach einiger Zeit gelingt es ihm, durch heftige Bewegung vollständig zu einem klaren Bewußtsein zu kommen. Er tritt an einen Brunnen und trinkt das eiskalte Wasser, um sich zu erfrischen. Dann steht er still, seine zitternde Hand stützt sich auf den Griff des Pumpenschwengels; der Gedanke an die ganze Größe seines

Unglücks drängt sich ihm mit erneuerter Schrecklichkeit auf, der Gedanke, an sein Weib, an seine verschmachtenden Kinder. — In dumpfer Verzweiflung wankt er fort, bis der glänzende Schein eines hellen Lichtes seine blöden Augen blendet. Es ist ein Bäckerladen, ganz nahe, vor'n am Eingange liegen auf einem Tische mehre sehr große Brodte; seine Blicke heften sich instinctmäßiger Gier darauf.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und führe uns nicht in Versuchung! — Habt Ihr es denn auch schon bedacht, die Ihr Euch täglich auf weichen Kissen zur Ruhe legt und dies Gebet mechanisch zwischen den gähnenden Lippen hinmurmelt, habt Ihr es auch bedacht, was diese ernsten, oft ein ganzes verlorenes Lebensglück enthaltenden Worte sagen wollen; — führe uns nicht in Versuchung!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Man hört einen lauten Schrei auf der belebten Straße, den Ruf! „Halt! Haltet den Dieb!“ Ein Mann eilt, als gälte es Tod und Leben davon, Andere hinter ihm her. — „Haltet den Dieb!“ Man wirft sich ihm in den Weg, man packt ihn ungeachtet seines Widerstandes, ein Polizeibeamter erscheint, um den Unglücklichen in das Gefängniß abzuführen, während die Zurückbleibenden von einem gewaltsamen Diebstahl erzählen, der mit unglaublicher Frechheit von einem ergrauten Bösewicht vollführt ist.

Und während dessen liegt in der Bodenkammer jenes nämlichen Hauses das arme, elende Weib, stöhnend vor Hunger und Schmerzen, und wenn ein neuer Windstoß über das Blachfeld daherbraust und an dem morschen Dache rüttelt, richtet sich eins der Kinder aus seinem Bettchen auf und fragt: „Mutter, kommt denn der Vater nicht bald?“

Aber der Vater kommt nicht! —

Es ist indessen das erste Mal, daß sich dieser Erbarmungswürdige am fremden Eigenthum vergriffen; seine Strafe ist nur gering, und seine Frau hat während der Haft ihres Mannes einige Unterstützungen von der städtischen Behörde genossen, welche zwar sehr unbedeutend, aber hinreichend waren, sie ihr Leben fristen zu lassen. Diese Unterstützungen hören indessen auf, sobald Jener seine Strafe abgebüßt hat und entlassen wird, um auf's Neue jenen Tagen des Jammers entgegen zu sehn.

Wozu jene gräßlichen Scenen wiederholen, diese Noth, dieses Elend, welches sich an die Schritte des Unglücklichen heftet, ihn keinen Augenblick verläßt.

Wenn er abermals der Versuchung unterliegt, ist er ein Rückfälliger, die Strafe, welche er erleidet, wird geschärft, und zwar mit Recht.

Der Beamte, welcher mit kalter Berechnung die Resultate der verschiedenen Criminal-Untersuchungen in Zahlen zusammengestellt, erblickt in einem solchen Menschen nur den Verbrecher; wir Andern aber, denen es noch erlaubt ist, wärmeres Mitleid zu empfinden, wir sehen nur diesen hungrigen Unglücklichen, den die Verzweiflung zu seinem Vergehen gegen die übrige Gesellschaft getrieben hat, gegen die Gesellschaft, die nichts dafür gethan hat, ihn vor dieser Verzweiflung zu schützen; und wir zittern bei dem Gedanken, was aus uns, aus unseren Grundsätzen geworden wäre, hätten wir uns in der gleichen Lage befunden.

Allerdings mag es daher im Voigtlande eine nicht unbedeutende Zahl jener unglücklichen Individuen geben, die von augenblicklicher Noth getrieben, die warnende Stimme des Gewissens betäubten; aber man gebe diesen Leuten Arbeit, und sie werden sich lieber von früh bis spät quälen, ohne an eine unrechtmäßige Handlung zu

denken, wenn sie nur so viel erwerben, als für ihren erbärmlichen Unterhalt nothwendig ist; allerdings findet man hier häufiger, als anderswo Menschen, die sich obdachlos umhertreiben, die Nacht im Freien oder in einer verlassenen Scheune zubringend; aber der professionirte Dieb, der da stiehlt, weil er zur Arbeit zu faul ist, dem der Diebstahl ein behagliches Auskommen gewährt, der weit weniger der Entdeckung ausgesetzt ist, da er bei der verbrecherischen That mit Ueberlegung zu Werke geht, dieser wohnt weit lieber im Mittelpunkte der Stadt, wo er zum Schein irgend ein Gewerbe treibt, wo er weit günstigere Gelegenheit für seine Beschäftigung findet, als wenn er Außen vor den Ringmauern der Stadt seine Wohnung aufgeschlagen hat.

Wer daher in dem Voigtlande den Aufenthalt und Sammelplatz der Berliner Diebe zu finden glaubt, der ist im Irrthum; es ist der Zufluchtsort der von Allem entblößten Armuth, mit ihren ekelhaften Gebrechen und Lastern; — aber diese Armuth ist kein Verbrechen, und wer will auf den, der durch sie zum Verbrecher geworden, den ersten Stein werfen!

XX.

Die Wirthin.

Alle diese trübseligen Scenen der Noth und des Elends, welche wir im vorigen Kapitel geschildert, konnten auf Cartentierce und Davernay, als sie diese Straßen durchschritten, welche zum Thore führten, keinen angenehmen Eindruck machen. Als sie zum Hamburger Thor hinaustraten, wandten sie sich rechts, an der Außenseite der Ringmauer entlang gehend, um ihr Ziel sobald als möglich zu erreichen. Dennoch war es wieder einigermaßen erfreulich zu bemerken, wie diese ärmlich gekleideten Leute, denen sie begegneten, besonders ältere Personen, die beiden Fremden mit einer gewissen, herzlichen Freundlichkeit begrüßten, und daß durchaus keine eigennützige Absicht dabei im Spiel war, bewies das Erstaunen, mit welchem ein alter, kahlköpfiger Greis eine kleine Silbermünze in Empfang nahm, die Cartentierce ihm reichte, als derselbe seine schmutzige Mütze abziehend mit einem freundlichen „guten Tag" bei ihnen vorüber humpelte.

„Wir kommen doch hier nach dem Schönhauser Thor, Väterchen?„ fragte Cartentierce.

Der Alte bejahte, nachdem er sich demüthig für die ungewohnte Gabe bedankt, und bemühte sich, ihnen mit großer Umständlichkeit auseinander zu setzen, wie sie zunächst nach dem Rosenthaler, dann aber nach dem Schönhauser Thore kommen würden, doch sei der Weg innerhalb der Mauer, an der Communication, besser, als der äußere.

Cartentierce dankte, indem er meinte, der Weg würde doch wohl noch erträglich sein, und sie setzten ihren Weg fort, bis sie endlich das Rosenthaler Thor erreichten.

„Wir wollen zunächst versuchen, ob es nicht möglich ist, das Haus aufzufinden, in welchem meine Frau damals gewohnt hat;“ wendete sich der Graf zu seinem Begleiter, indem sich ein tiefer Seufzer seiner Brust entrang. „Wir müssen uns allerdings hüten, bei unseren Nachforschungen hierauf hinzudeuten; aber der Wirth des Hauses, das sie bewohnte, hieß Eckstein und war ein Gärtner. Renaud, der Sohn meines Pfarrers, hat mir diese Notiz übergeben und ich meine, es wird nicht schwer halten, diesen Mann ausfindig zu machen.“

„Wir thäten am Besten, in irgend einen dieser Läden hineinzugehen und zu fragen;“ erwiederte Davernay; „vielleicht treffen wir hier ein Kaffeehaus desselben Ranges, wie das, wo wir vorher waren. — Heda, mein Junge komm' mal hieher!“

Der Angerufene, ein zerlumpter Bengel von vielleicht vierzehn Jahren, trat näher und der Vicomte fragte ihn, ob er nicht wisse, wo hier das Haus eines Gärtners sei, der Eckstein heiße.

Der Knabe glotzte den Fragenden verwundert mit seinen trüben, ungewaschenen Augen an, dann schüttelte er den Kopf und ging weiter. Dieselbe Frage an mehre andere Personen gerichtet, hatte keinen günstigeren Erfolg.

„Wir wollen weiter gehn,“ sagte der Graf; „ich kann mich zwar in dieser Gegend nicht orientiren, doch da dies Haus zwischen dem

Schönhauser und Rosenthaler Thore belegen sein soll, können wir weiter hin vielleicht etwas Näheres erfahren.

Sie bogen demnach von der Stadtmauer abwärts nach dem Wege ein, der nach dem Wollankschen Weinberg führt und von diesem Wege lief rechter Hand zwischen Feldern und Gärten, die großentheils mit Bretterzäunen eingehegt waren, ein Fußsteg hindurch, den die beiden Wanderer nach kurzem Bedenken einschlugen. Sie waren noch nicht weit gegangen, als ihnen ein Mann mit einem Grabscheit auf der Schulter begegnete, der in dieser Gegend zu wohnen schien. Der Graf redete ihn an und wiederholte seine frühere Frage.

„Eckstein?“ wiederholte dieser Mann sinnend. — „Ja, ja, Sie haben ganz recht, der hat hier ein Haus gehabt, jetzt aber hat er ein anderes, nämlich auf dem Kirchhofe. — Doch seine Frau lebt noch, und das ist das gelbe, schmutzige Gebäude da drüben, wo drei Treppen hoch die Wäsche heraushängt. — Aber Sie müssen hier noch weiter gehn, wenn Sie dahin wollen, und dann rechts um die Ecke biegen, den ersten Weg entlang, der hier kommt.“

Es war nicht sehr schwer, dieser Weisung richtige Folge zu leisten, und in den bezeichneten Pfad einbiegend standen die Herren in kurzer Zeit vor dem angegebenen Hause, über dessen Thür ein auf Pappe geklebter Zettel mit den Worten hing: „Hier sind Lojihs zu vermiethen.“

„Das trifft sich ja herrlich,“ sagte Davernay auf diese Ankündigung deutend; „aber um gewiß zu sein, daß wir richtig sind, will ich mir die Hinterseite des Hauses ansehen.“

Cartentierce antwortete nicht, sondern folgte schweigend und in tiefer, heftiger Bewegung dem voraufschreitenden Freunde, der die Hofthür öffnete und einen Blick zu den Fenstern des oberen Stockwerks hinaufwarf, wo ihm die heraushängende Wäsche sagte, daß er sich in der That nicht geirrt habe. Er rief nun eins der Kinder,

die auf dem Hofe beschäftigt waren, Brennholz klein zu spalten, herbei, und erkundigte sich nach der Wohnung der Wirthin.

Auf diese ziemlich laut ausgesprochene Frage öffnete sich alsbald im Erdgeschoß des Seitengebäudes ein Fenster, aus welchem der lederfarbene, mit einer sehr schmutzigen Haube bekleidete Kopf einer alten Frau zum Vorschein kam, welche mit gellender Stimme fragte, was die Herren von der Wirthin wollten.

„Es ist wegen der Wohnung, die hier zu vermiethen ist;“ erwiederte der Vicomte mit sehr großer Artigkeit seine Mütze abziehend; — „habe ich vielleicht die Ehre die Frau Wirthin zu sehen?“

„Ja wohl, — das ist mein Haus, und der Garten hinten auch, und was die Wohnungen anpetrifft, so können Sie das sehr schön hapen. — Ich werd' gleich vorne aufmachen. Warten Sie nur einen Augenplick.“

„Treten Sie nur näher, wenn's peliept;“ fuhr sie fort, als sie wenige Minuten die Thür, die in ihr Vorzimmer führte, öffnete, — sie hatte nämlich die Gewohnheit in ihre Sprechweise überall da ein P zu setzen, wohin ein B gehörte, und dann umgekehrt das B wieder statt das P zu brauchen. „Sie können sehr schöne Wohnungen finden. — Es werden zum ersten Abril drei Stück leer; die eine ist eine Barterre Wohnung, die andere in der Pelletage, die dritte zwei Trebben.“

„Damit wäre uns leider nicht gedient, meine schöne Frau,“ sagte Davernay, der mit dieser Anrede die ganze Zuneigung der Wirthin erlangt hatte. „Wir sind fremd hier in Berlin, mein Freund und ich. Da wir indessen hier bleiben und grade in dieser Gegend eine Besitzung kaufen wollen, um eine neue Dampfmaschinen-Fabrik anzulegen, so suchen wir eine, wenn auch nur kleine Wohnung hier vor diesem Thore, die wir gleichsam nur als eine Art von Absteigequartier benutzen wollen, wenn uns unsere Geschäfte hier hinausrufen.“

„Ja das ist freilich schlimm; — aper warten Sie 'mal da fällt mir was ein.“

Die Hauseigenthümerin stand einige Minuten sehr nachdenklich da, während sie aus einer kleinen zinnernen Dose eine Prise nahm und den Taback in abgemessenen Pausen in ihre merkwürdig breiten Nasenlöcher hineinzog; — ihre sehr lange hagere Gestalt, in dem langen, schwarzen Kleide, hätte in diesem Augenblick vollständig das Bild einer jener alt germanischen Druiden gewährt, und diese Schnupftabacksdose konnte man der vielen darauf eingeschnittenen Linien und Striche wegen, sehr gut für irgend einen geheimnißvollen Zauberapparat halten.

„Es wäre mir in der That sehr liep, zwei Herren von solchem Aeußern und Inneren wie sie, als Miether für mein Haus zu gewinnen;“ sagte sie, bei welchen Worten sich Davernay höchst ehrerbietig verbeugte. — „Und es käme mir nicht darauf an, ein Obfer zu pringen!“

„Großmüthige Frau!“ rief der Vicomte.

„In der That ein Obfer zu pringen. — Ich habe da nämlich noch ein Gartenhaus — —.“

„Ein Gartenhaus!“ rief Cartentierce.

„Ja wohl ein Gartenhaus, oder richtiger ein Haus im Garten, in welchem sie sehr gut wohnen könnten. Es ist zwar nur klein. Stupe, Kammer und Küche, aper zwei Herren können sich zur Noth mit einander pehelfen. — Sie könnten es sich ja einmal ansehen und ich will wie gesagt gern das Obfer bringen, um einen Herren, ich wollte sagen zwei Herren, wie — —“

Die gute Frau stockte bei diesen Worten und wurde sehr braun im Gesicht, was bei ihr die Stelle des Erröthens vertrat.

„Sie sind zu gütig,“ sagte der Vicomte, der nun einmal das Wort führte; „Sie sagen, daß Sie uns ein Opfer bringen wollen. — Es wird Ihnen doch nicht zu viel kosten.“

„Ach nein, es wird sich thun lassen. Ich werde sie anderswo unterpringen;“ entgegnete die Wittwe.

„Ist das Häuschen bewohnt?“ —

„Ja wohl, — aper es wird gehen. — Ich werde ihnen einen anderen Blatz anweisen, ich lasse einen besonderen Verschlag für sie im Schweinestall machen.“

„Im Schweinestall? — Mein Gott!“ riefen der Vicomte und Cartentierce sehr erstaunt.

„Ja wohl,“ entgegnete die Dame ruhig. — „Die Alte hape ich vor Weihnachten geschlachtet, und die peiden Ferkel müssen sich pehelfen so gut sie können.“

„Aber mein Gott, wer soll in den Stall hineinziehen?“ fragte der Vicomte, um dieses Räthsel zu lösen.

„Nun, wer sonst, als meine Kaninchen, die ich im Winter immer im Gartenhause verwahre.“

Der Vicomte warf seinem Freunde einen etwas satyrischen Blick zu, als er hörte daß sie eine Wohnung beziehen sollten, die bisher von so eigenthümlichen Vorgängern in Besitz genommen war, dann sagte er mit sehr ernstem Gesichte:

„Vielleicht ließe es sich arrangiren, daß wir diese armen Thierchen nicht aus ihrem Aufenthalt verdrängten; — wir können vielleicht mit ihnen zusammen wohnen.“

Die Wittwe sah den Sprecher an, ob er sie vielleicht zum Besten haben wolle, als sie aber seine ruhigen, unveränderten Züge gewahrte, rief sie aus:

„O mein Herr, was sind Sie zartfühlend! — Sie wollten Ihre Wohnung mit diesen Thieren theilen! — Und im Grunde genommen, hapen Sie Recht. — Es sind Geschöpfe so gut wie wir, aus der Hand Gottes hervorgegangen, wie der plasse Herr neulich in der Petstunde sagte; — ich gehe nämlich viermal wöchentlich in

die Petstunde — Geschöbfe wie wir, nur mit dem Unterschied, daß sie vier Peine hapen."

„Sehr richtig," bemerkte der Vicomte.

„Aper ich rathe Ihnen dennoch nicht dazu. Es wird nicht lange mehr mit der Kälte dauern und dann knappern die Thierchens Allens an, was sie finden; sonst sind sie allerliepst."

Davernay erklärte hierauf ebenfalls, daß das Anknappern eine sehr üble Angewohnheit sei, daß sie jedoch gesonnen seien, die Wohnung auf der Stelle zu miethen, wenn sie sich sonst über die näheren Bedingungen verständigen könnten, was indessen zweifelsohne geschehen würde, nachdem man erst das Lokal gesehen.

Auf diese allerdings sehr verständige Rede nahm die Wittwe von einem schwarz angestrichenem Schlüsselbrett zwei sehr große, ungeschickt aussehende Schlüssel herunter, und forderte dann die beiden Herren, indem sie die Thür öffnete, auf, voran zu gehen, welches indessen Davernay durchaus nicht annahm, sondern mit großer Hartnäckigkeit darauf bestand, der Dame den Vortritt zu lassen, was auch endlich nach sehr vielem Hin- und Herreden geschah.

Nachdem sie die Thür hinter sich sehr langsam verschlossen, führte sie nunmehr die beiden Herren über den schmutzigen, von sehr vielem Federvieh und Kindern belebten Hof, zu dessen beiden Seiten sich himmelhohe Hintergebäude erhoben, nach dem Garten, welcher mit einer Mauer eingefaßt war, auf deren Sims sehr viel Stücke zerbrochener Flaschen eingemauert waren, deren scharfe Kanten gefahrdrohend für den emporstarrten, der es gewagt haben würde, auf einem anderen, minder gesetzlichem Wege, als die Thür, in das Innere dieses Gartens eindringen zu wollen.

Die Wirthin bemerkte, während sie mit dem einen der mitgenommenen Schlüssel diese Thür öffnete, daß diese Vorsichtsmaasregel hauptsächlich der „Jeren" wegen da sei, womit sie die im Hofe spielenden Kinder bezeichnete, da dieselben ihr sonst kein Stück Opst

an den Päumen und keine Peere an den Weinstöcken ließen, durch welche Nachricht die Herren allerdings keine sehr schmeichelhafte Idee von denjenigen Personen bekamen, die sie später als Hausnachbarn betrachten sollten.

Das Gartenhaus, welches ihnen zur Wohnung überwiesen war, stellte sich ihnen als ein kleines, aus Backsteinen erbautes Häuschen dar, welches fast am Ende des Gartens lag. Die Eingangsthür, nach der Seite des Wohnhauses hin belegen, hatte zu jeder Seite ein kleines, mit einer Lade verschlossenes Fenster; sie führte in die Stube, welche die ganze Breite des kleinen Gebäudes einnahm. Ein drittes Fenster diente dazu, der nach der Hinterseite belegenen Kammer Licht zu gewähren, die ungefähr ein Drittheil so groß als die Stube war, und somit noch ein hinlänglicher Raum für die Küche übrig blieb, die übrigens kein Fenster, jedoch eine besondere Thür hatte. Unter dieser Küche befand sich auch ein kleiner Keller, zu welchem eine Art von Fallthür, die in der Diele angebracht war, hinabführte.

Die Hauswirthin verfehlte nicht, nachdem sie die Herren hatte eintreten lassen, und dann die Fensterladen öffnete, dieselben auf diese verschiedenen Comforts aufmerksam zu machen, während eine Menge von Kaninchen jeder Größe, durch ihren Eintritt aufgeschreckt, sich in die Ecke des Zimmers unter dem Stroh verbargen, welches ihnen zur Lagerstätte diente.

„Aber mein Gott, Madame;“ bemerkte der Vicomte, während er sich vorsichtig, um nicht etwa eines dieser niedlichen Geschöpfe zu beschädigen, durch den Unrath hindurch arbeitete, mit welchem dieselben das Zimmer angefüllt hatten; — „Sie scheinen eine besondere Vorliebe für diese Klasse von Thieren zu haben.“

„Ich hape diesen Geschmack von meinem seligen Manne,“ entgegnete die Wittwe; „es war ein sehr guter Mann und ich hape ihn aufrichtig peweint.“ — Hier wischte sie sich mit dem Zipfel ih-

rer Schürze über die Augen. „Ein sehr guter Mann, — er liepte durchaus keine weltlichen Genüsse, wie Pier oder Schnabs, nein er hatte nur zwei Leidenschaften, die eine war ich, die andere Kaninchenpraten.“

„Ah, sie essen diese Thierchen;“ sagte der Vicomte; „ich dachte Sie hielten sie nur zu Ihrem Vergnügen.“

„Es ist mein gewöhnlicher Praten des Sonntags, und wenn Sie mir erlaupen, Sie einmal pei mir einzuladen, so denke ich, daß Sie mit meiner Küche zufrieden sein werden. — Sehen Sie dies weiß und schwarzgefleckte, dort in der Ecke. Ich werde es zu dieser Gelegenheit apschlachten.“

Davernay versetzte mit einer Verbeugung, daß es ihm eine große Ehre sein werde, besagtes weiß, und schwarzgeflecktes Kaninchen mit verspeisen zu helfen, obschon er bisher noch nicht derartigen Braten gegessen hätte; dann wendete er sich an Cartentierce mit der Frage, ob er geneigt sei, diese Wohnung zu beziehen. Der Graf, der das Häuschen inzwischen sorgfältig und genau in der Stube, der Kammer und der Küche gemustert hatte, sogar in den Keller hinabgestiegen war, bejahte und fragte zugleich nach dem Miethszins für die nächsten sechs Monate.

Ungeachtet der großen Vorliebe, welche die gute Frau für die beiden Miether vorher geäußert hatte, forderte sie doch die für ein so elendes Obdach bedeutende Summe von vierzig Thalern, worauf der Vicomte, um durch augenblickliches Zuschlagen nicht Argwohn zu erregen, seine Meinung dahin aussprach, daß das zu theuer sei, und beide Theile endlich über fünfunddreißig Thaler einig wurden, von denen die eine Hälfte sogleich bezahlt wurde. Außerdem versprach noch die Wirthin, sogleich den Tischler kommen zu lassen, um ihren Lieblingen den erwähnten Aufenthaltsort anzuweisen, und nach erfolgter Räumung des Häuschens von den jetzigen Bewohnern, würde sie auch die Reinigung desselben übernehmen, so daß die

Herren bereits am folgenden Tage um die Mittagszeit Besitz von ihrer neuen Wohnung nehmen könnten.

Nachdem somit Alles in Richtigkeit gebracht, und alle Drei sich anschickten, diese Art von Menagerie zu verlassen, wendete sich Cartentierce mit der Frage an die Wirthin, wer zuletzt in diesem Hause gewohnt habe.

„Seit meines seligen Mannes Tode hat es Niemand pewohnt, ich meine von menschlichen Wesen, denn die Kaninchen sind doch auch Pewohner dieser Welt;“ entgegnete die Frau, indem sie die Thür des Hauses mit großer Sorgfalt zuschloß; „aper vorher hape ich die Ehre gehapt, verschiedene Standesbersonen darinne wohnen zu sehen. Da war der Musikus, der pei Wollschlägers die erste Geige spielte und mir immer Freipiljetts zu den Concerten verschaffte; vor ihm wohnte ein alter Brofesser dri'n, der bei der Sophienstadtschule angestellt war, und noch sehr viele andere Herrschaften. — Meistentheils wohnten sie nur immer in der pesseren Jahreszeit als Sommerlogis, aper wie gesagt, sehr anständige Herrschaften, und einmal hat auch 'ne Dame dri'n gewohnt?“

„Eine Dame?“ fragte Cartentierce. „Ist es schon lange her.“

„Nun ich denke mir, dreizehn bis vierzehn Jahr können's immer sein. — Warten Sie 'mal, ich kann es Ihnen ganz genau sagen. Ich war den Tag grade in der Kirche gewesen, zur Einsegnung von meinem Schwager seiner Tochter. — Warten Sie. — Der älteste Junge ist vergangenen Monat sechs Jahr alt geworden, also sind sie siepen Jahr verheirathet, ein Jahr sind sie Prautleute gewesen, macht acht Jahr. — Ja, ja, es werden ungefähr dreizehn oder vierzehn Jahr sein — man kann sich nicht so genau pesinnen, — man hat ja noch andere Sachen im Kobf; — also wie ich aus der Kirche nach Hause komme, steht eine Dame auf'n Hausflur, so hüpsch, so vornehm und mit solcher angenehmen Gesichtspildung, daß ich gar nicht wußte, was sie wollen könnte. — Doch das ist eine sehr lange

Geschichte meine Herren, und wenn Sie sie hören wollen, thäten Sie pesser ein Pischen einzutreten.“

„Wenn Sie es erlauben,“ sagte Cartentierce, der in fieberhafter Spannung, bleich wie ein Marmorbild, zugehört.

„Mein Freund hört sehr gern solche Geschichten erzählen;“ sagte der Vicomte.

„So treten Sie nur näher,“ fuhr die Wirthin fort, da sie während dieses Gespräches bereits das Vorderhaus wieder erreicht hatten. „Es thut mir nur leid, daß die Vorderstupe nicht geheitzt ist, und ich Sie in mein Wohnzimmer hineinnöthigen muß.“

Die beiden Herren versicherten indeß, daß dies durchaus von keiner Bedeutung sei, und daß sie um Alles in der Welt keine Störung verursachen wollten, worauf die Dame sie in ein frostig aussehendes Hinterzimmer, mit einem sehr großen, schwarzen Kachelofen und vielen altmodischen Schränken, Stühlen und anderen Meubles führte und mit großer Freundlichkeit einlud, Blatz zu nehmen, und durchaus keine Comblimente zu machen. —

Wenn wir das Resultat dessen kurz zusammen fassen, was die gute Frau in dem Zeitraume von einer halben Stunde, häufig unterbrochen durch die sehr vielen Fragen des Grafen, in ihrem sonderbaren Dialecte und mit vieler Weitschweifigkeit erzählte, so theilen wir dem Leser nur das Folgende mit:

An dem Tage der Einsegnung ihrer Nichte, nach welcher die Erzählerin ihre historischen Erinnerungen ordnete, hatte sie bei ihrer Rückkehr eine Dame gefunden, welche durch die Ankündigung, daß in diesem Hause Sommerwohnungen zu vermiethen seien, veranlaßt worden war, einzutreten. Diese Dame war in der That Niemand anders gewesen, als Rebecca; die Wittwe nannte ihren Namen, obgleich sie das ihr fremdartige Wort Delavigne nur mit Mühe herauswürgte. Nachdem die Fremde sich das Häuschen angesehen, erklärte sie sich bereit, dasselbe zu miethen, zahlte auch gleich, nach-

dem sie sich über den Preis verständigt hatten, die Hälfte der Miethe als Daraufgeld und zog zum April in diese Wohnung ein; — sie hatte ihre beiden Kinder bei sich und ein Dienstmädchen, und lebte sehr eingezogen. Sie empfing keine Besuche und machte auch keine; wenn sie ausging, geschah dies nur, um einen Spaziergang auf den nahegelegenen Feldern zu machen. Je weiter aber das Jahr vorrückte, desto trübseliger schien sie zu werden; vergeblich versuchte die Wirthin sie aufzuheitern, und, wie sich die Erzählerin ausdrückte, ihr Vertrauen zu gewinnen. Dabei las sie, einen Umstand, den die Wittwe besonders hervorhob, jeden Abend die Staatszeitung, was in diesem Hause ein sehr großes Aufsehn erregte, da die Bewohner desselben bisher den Beobachter für das einzige Journal Deutschlands gehalten hatten. Das Dienstmädchen, obschon dasselbe mehr zu wissen schien, war doch ebenso verschwiegen und verkehrte mit keinem anderen der Hausbewohner; dagegen behauptete die Wirthin, daß sie dies Mädchen einmal mit einem sehr übel aussehenden Kerl auf dem dunklen Hausflur überrascht habe, mit welchem dieselbe wahrscheinlich ein Liebesverhältniß gehabt habe, aus diesem Grunde hätte sie auch dies Mädchen nie recht leiden können und dasselbe immer, wie sie sich ausdrückte, für eine falsche Kanaille gehalten. Eines Tages wurde dies Mädchen denn auch wirklich auf der Stelle von ihrer Herrin entlassen, die ihr Lohn und Kostgeld für den laufenden Monat auszahlte, doch hatte die neugierige Wirthin nicht den Grund dieses Vorfalls erfahren können, dagegen war Madame Delavigne nach einigen Tagen zu ihr gekommen und hatte ihr geklagt, daß das Dienstmädchen sie bestohlen haben müsse, denn es sei ihr aus dem Sekretair ein Kästchen fortgekommen, welches viele ihr sehr werthe Briefe und Geld enthalten habe. Natürlich sagte ihr Jene, daß sie sich zunächst an den Kommissair des Polizeibezirks wenden möge, um zu versuchen, ob es nicht möglich sei, von diesen gestohlenen Gegenständen etwas wieder zu bekommen. Merkwürdiger Weise genug hatte Ma-

dame Delavigne dies entschieden zurückgewiesen und durchaus keinen Grund für diese sonderbare Weigerung, die Hülfe der Behörden in Anspruch zu nehmen, angegeben; ja sie hatte sogar der Wirthin das Versprechen abgefordert, über diese Angelegenheit mit Niemandem zu sprechen.

Seit dieser Zeit — so fuhr die Erzählerin in ihrem Bericht fort — habe sie eine auffallende Veränderung in dem Benehmen der Dame bemerkt. Sie habe zwar alle ihre Bedürfnisse nach wie vor baar bezahlt, aber sie sei öfter fortgegangen, als sonst und zwar allein, auch habe sie jedesmal ein Päckchen bei sich gehabt und sei dann ohne dasselbe zurückgekommen, woraus leicht zu schließen gewesen wäre, daß sie durch den Verkauf ihrer Habseligkeiten ihren Unterhalt zu bestreiten suchte. So hatte sie auch noch vor dem ersten Oktober pünktlich den fälligen Miethszins entrichtet, ebenso mit der Wirthin verabredet, daß sie diese nur für den Sommer gemiethete Wohnung auch den Winter hindurch benutzen wollte, wenn sonst ein Ofen in der größeren Vorderstube gesetzt werden könnte. Dies sollte auch noch in den letzten Tagen des September geschehen; aber Madame Delavigne ging eines Nachmittags mit ihren Kindern fort, und war nicht wiedergekehrt, ungeachtet sich alle ihre Sachen, Kleidungsstücke, Betten und sonstige Mobilien vorfanden, als zwei Tage nachher die Wohnung in Gegenwart eines herbeigerufenen Polizeibeamten geöffnet wurde.

Nach mehren Jahren sei dann eines Tages ein fremder Herr gekommen, der sich angelegentlich nach Madame Delavigne erkundigt und gesagt habe, ob sie ihm nichts Näheres über ihr Schicksal mittheilen könne; dieser selbe Herr sei nach Jahresfrist nochmals gekommen und habe ihr sogar eine Belohnung versprochen, aber so gern sie sich auch das Geld verdient hätte, wäre es ihr doch nicht möglich gewesen, nähere Auskunft zu geben.

So weit reichte die Erzählung der Wirthin, welcher Carten-

tierce mit fieberhafter Spannung zugehört hatte. Als sie geendet, fragte er hastig, was aus den zurückgelassenen Sachen geworden sei.

„Die sind von Gerichtswegen verauctionirt worden," entgegnete die Wirthin; „man hat mir die Miethe für ein Vierteljahr davon pezahlt, weiter weiß ich nichts. Den einen Schreipsekretair hape ich selpst gekauft, ein sehr hübsches Stück; er steht noch pei mir in dem Vorderzimmer."

„Wollen Sie ihn mir verkaufen? — Ich zahle, was Sie fordern! Ich bitte, zeigen Sie ihn mir!" rief der Graf.

„Sie scheinen sehr viel Antheil an dem Schicksal dieser Frau zu nehmen;" sagte der Vicomte einlenkend, als er das etwas verwunderte Gesicht der Wirthin wahrnahm. — „Sie müssen nämlich wissen, Madame, daß mein Freund hier ganz versessen auf dergleichen Geschichten ist, noch dazu so geheimnißvoll wie diese."

„Sehr geheimnißvoll, wahrhaft'gen Gott; — ich habe mir oft den Kobf darüper zerprochen," bestätigte die Frau.

„Aber der Schreibsekretair — wollten Sie nicht die Güte haben, ihn mir zu zeigen," drängte der Graf.

„Wenn Sie ihn verkaufen wollen, hätten wir in der That nicht nöthig, einen anderen anzuschaffen;" bemerkte Davernay, dem Grafen einen zur Ruhe mahnenden Blick zuwerfend.

Die Wirthin, obgleich einigermaßen über dieses sonderbare Verlangen des Fremden erstaunt, dachte indessen nicht im Entferntesten daran, daß einer solchen Forderung noch etwas Anderes, als eine allgemeine Neugierde zum Grunde liegen könne, und so stand sie denn auf, um den beiden Herren den Schrank zu zeigen.

Nur mit Mühe konnte der Graf einen Ausruf schmerzlicher Freude unterdrücken, als er dieses Meuble wiedersah, welches er bei seiner Verheirathung gekauft hatte, und welches er sogleich wieder erkannte, so daß nunmehr auch nicht der leiseste Zweifel darüber ob-

walten konnte, daß jene Dame, von der die Wirthin gesprochen, mit Rebecca ein und dieselbe Person sei.

Natürlich wiederholte Cartentierce seine frühere Frage, ob der Schrank nicht käuflich sei, worauf die Wittwe erwiederte, daß es ihr allerdings sehr schwer fallen würde, sich von demselben zu trennen, doch wolle sie es dem Herren wohl zu Gefallen thun und sich auch bei dem Verkauf nicht unbillig finden lassen; um diese Behauptung auch sogleich zu beweisen, nannte sie eine Summe, welche nur wenig höher war, als der Preis, den der Graf für dasselbe Meuble gezahlt hatte, als es neu war; aber sie hatte gut fordern, denn Cartentierce würde mit Vergnügen das Doppelte bezahlt haben, wenn es nöthig gewesen wäre. Er bezahlte sogar das Geld auf der Stelle, um versichert zu sein, daß der Kauf nicht zurückgehen könne, und nach dem er diese so uneigennützige Frau noch einmal daran erinnert, die Reinigung des Zimmers im Gartenhause nicht zu vergessen, auch den Schrank hineinsetzen zu lassen, schieden die beiden Herren von ihren neuen Bekannten, dieselbe sehr zufrieden mit dem abgeschlossenen Geschäften zurücklassend.

„Und nun lieber Vicomte," sagte der Graf, als Beide hinaustraten; „nun denke ich, daß es am Besten ist, einen Fiaker zu neh men und nach dem Hause in der Karlsstraße zu fahren, wo ich mein erstes Abenteuer erlebt. Ich habe diesem armen, kleinen Mädchen versprochen, so bald als möglich wieder zu kommen, und sie wird gewiß denken, daß ich sie vergessen habe. — Wir werden ihr unsre neue Wirthschaft anvertrauen, und der Vater kann ebenfalls mit herausgebracht werden. — Nicht wahr, dieser Gedanke ist gut."

„Sehr gut," erwiederte Davernay mit einem etwas komischen Ernste; „aber offen gesagt, ich weiß noch einen besseren.

„Und der ist?"

„Daß wir zunächst in das erste beste Café hineingehen, um uns zu restauriren; ich muß offen bekennen, daß das Frühstück bei Vater

Matthes nicht nach meinem Geschmack war, und ich habe nie solchen Appetit gehabt, ausgenommen den Tag, wo wir auf dem Eilmarsch nach Pampelona keinen Bissen — —. Ah da kommt eins dieser unübertrefflichen Droschken-Fuhrwerke grade zur rechten Zeit, um meine Geschichte zu unterbrechen. — Halt Kutscher — Halt. — Steigen Sie ein Graf.“ — — —

XXI.

Eine Mode-Dame.

Wir entsinnen uns, und es ist noch gar nicht so lange Zeit her, eine Geschichte gelesen zu haben, in welcher der Untergang eines Schiffes sehr schön und grausenhaft beschrieben wurde. Die ernste, würdige Resignation des Kapitains, das Beten und Fluchen der Mannschaft, das Geschrei der an Bord befindlichen Passagiere, Alles war mit der größten Umständlichkeit erzählt, ja sogar der geringfügige Punkt nicht vergessen, und als ein Beweis für die Kaltblütigkeit der braven Seeleute angeführt, daß den Steuermann in dem Augenblicke, als das Schiff in den Strudel hineinschoß, laut niesen mußte, und ein alter Matrose ihm Prosit zurief während in dem gleichen Moment das Fahrzeug in unzählige Trümmer zerschmettert, wurde und natürlich nicht ein einziger der an Bord gewesenen Menschen mit dem Leben davon kam. Da mag sich nun freilich mancher Leser jenes Buches darüber gewundert haben, wie der Verfasser so genaue Kunde von diesen einzelnen Umständen bekommen, da doch Niemand übrig geblieben, der es ihm erzählen konnte; uns hat es aber im Gegentheil Wunder genommen, warum der Autor schon so früh ab-

gebrochen und nicht lieber erzählt hat, wie es den armen Leuten da unten weiter ergangen ist, wie sie Seewasser in sehr großen Quantitäten verschluckt, bis ihnen der Athem ausgegangen, u. s. w., denn der Dichter hat nun einmal das Vorrecht, sich im Geiste von seiner Phantasie nach Belieben überall umher führen zu lassen, ohne daß es ihm sonst noch etwas kostet, etwa wie der Besitzer eines Droschkenfuhrwesens, den wir oft genug beneidet, wenn er, ohne etwas dafür zu bezahlen, von einem Ende der Stadt nach dem andern fahren konnte.

Ohne dieses Vorrecht würde es uns daher auch schwer, wenn nicht gar unmöglich sein, in das eben so elegant als geschmackvoll eingerichtete Boudoir einer Dame, und noch dazu in so früher Morgenstunde einzudringen, welche in diesem Augenblick noch für jeden Anderen als uns unsichtbar ist. Aber dennoch waren wir diskret genug, so lange zu warten, bis diese Dame die ersten Elemente ihrer Toilette vollendet hat, und in einer sehr weiten, grauseidenen Blouse und sauber gestickten Pantöffelchen vor ihrer Chokolade sitzt, flüchtig das Feuilleton eines Journals durchblickend, von denen eine große Auswahl ihren Frühstückstisch bedeckt.

Da wir dieselbe dem Leser indessen bereits vorgeführt haben, dürfte es wohl unnöthig sein, noch etwas Näheres über ihre äußere Erscheinung zu sagen, indem wir Niemand anders vor uns sehn, als jene junge Dame, mit welcher Davernay auf dem Balle des Banquiers den Walzer getanzt hatte, dessen Andenken ihm noch lange Zeit nachher im Gedächtniß blieb. Betreffs ihrer übrigen Verhältnisse erwähnen wir nur kurz, daß sie unverheirathet und im Besitz eines hübschen Vermögens war, welches ihr nach dem Tode ihrer frühgestorbenen Aeltern zugefallen. Ihre Erziehung hatte sie in einer jener Pensionsanstalten vollendet, die man mit dem bedeutungsvollen Namen eines orthopaedischen Institutes bezeichnet.

War indessen auch die Anwendung von Streckbettgestellen und anderen geheimnißvollen Maschinen, waren selbst die häufigen Ein-

reibungen mit Ochsenpotenfett erfolglos gewesen, um den Uebelstand wieder gut zu machen, der durch die Nachlässigkeit einer Wärterin veranlaßt worden, so war doch die Seele dieser Dame schlank und grade emporgewachsen im schönsten Ebenmaße; — man hätte sie mit einer jener altmodischen, übelgeformten Punschterrinen vergleichen können, deren Anblick dem Auge mißfällt, die aber den köstlichen Duft ihres Inhalts aushauchen, wenn man den Deckel abnimmt.

Bei Fräulein Amalie von Selke, dies war der Name unserer neuen Freundin, war indessen der Deckel schon abgenommen, und jeder, welcher sich ihr näherte, athmete schon von Weitem diese köstliche Punsch-Essenz des Geistes.

Mit einer Art von glühender Begeisterung hatte sie sich der Emancipations-Idee angeschlossen, welche seit einiger Zeit in den Begriffen und Handlungen unsrer Frauen eine so merkwürdige Revolution hervorgebracht hat. Sie war die Vorsteherin eines Klubbs, der sich zweimal wöchentlich bei ihr versammelte und aus sehr vielen unverheiratheten Damen bestand, die sich ebenfalls mit diesem neuen Princip einverstanden erklärt hatten. Da sie außerdem sehr viele Bekanntschaften unter hochgestellten Personen besaß, war sie eine Zeit lang sehr eifrig darauf bedacht gewesen, eine Anstellung im Kriegsministerium zu erhalten. Natürlich wollte sie nur für die Ehre arbeiten und auf ihre Gage Verzicht leisten; da ihr jedoch angedeutet wurde, daß diese Stellen nur mit Männern, welche die Staatswissenschaften studiert, oder zwölf Jahre in der Armee gedient hätten, besetzt würden, sie aber diese Qualificationen nicht besäße, hatte sie sich in gleicher Absicht an eine Eisenbahngesellschaft gewendet, und um eine Stellung in dem Verwaltungsbüreau nachgesucht. Doch auch hier hatte man sie abschläglich beschieden, und seit dieser Zeit brütete sie über den Gedanken, selbst die Gründung einer Eisenbahn mit Hülfe einer weiblichen Actiengesellschaft zu un-

ternehmen, und dann natürlich das ganze Verwaltungspersonal aus dem weiblichen Geschlecht zusammen zu setzen.

Sie war indessen weit davon entfernt, die Beschäftigungen, welche unseren Frauen ehedem so lieb und werth waren, gänzlich zu vernachlässigen, sondern ihr Streben war vielmehr darauf hingerichtet, diese widerstreitenden Principien leider in ein schönes Ganze zusammenzuschmelzen, und so konnte man in ihrem Zimmer die verschiedenartigen Attribute dieser contrastirenden Beschäftigungen in der sonderbarsten Zusammenstellung sehn. Neben dem eleganten Nähkästchen stand ein anderer, größerer Kasten, der ein Paar Pistolen, echte Kuchenreuter, enthielt, in einer Ecke lehnten ein Paar Stoßrappiere und ein Sonnenschirm, ein kleines, seidenhaariges Wachtelhündchen spielte mit einer durchlöcherten Pappscheibe, die Fräulein von Selke bei'm Büchsenschießen brauchte, ein Bulldogg nagte mit sehr großem Ernste an einem Knäuel Baumwolle, an welchem ein angefangener Strumpf hing; auf dem Spieltisch lagen die neuesten Werke über Pferdedressur, Rückerts Gedichte, eine angefangene Zeichnung, die Figur eines römischen Faustkämpfers darstellend, und noch sehr viele andere Sachen, deren Aufzählung zu weitläuftig sein würde. —

Noch befand sich indessen in diesem Zimmer eine andere Dame, die am Fenster saß und sich emsig damit beschäftigte, die Spitze ihres langen, knöchernen Zeigefingers mit sehr kurzem Nagel zwischen die Stäbe eines Käfigs zu stecken, in welchem ein großer, grauer Papagey befindlich war, und welche dann, wenn der Vogel danach biß, den Finger schnell zurückzog, um ihn gleich darauf wieder hineinzustecken. Diese Dame von der Dienerschaft gewöhnlich „Fräulein" angeredet, hinter ihrem Rücken aber der „Putenknochen" genannt, eine Bezeichnung, welche durch das Kammermädchen der Baronesse erdacht worden war, nahm im Hause Stellung einer Gesellschafterin und in dem Emancipations-Klubb die eines Sekretairs ein; ihre Herrin nannte sie übrigens Mary.

Sie war die Tochter eines früh verstorbenen Beamten, der kein Vermögen hinterlassen hatte, und nach Art der meisten Gesellschafterinnen, eine sehr schweigsame, arbeitsscheue, nervenschwache, magere, lange Dame, mit einer mißvergnügten Nase, die eine auffallende Aehnlichkeit mit einer jener kleinen, rothangestrichenen, chemischen Zündflaschen hatte, die ehemals mehr, als jetzt im Gebrauch waren.

Die angedeutete Beschäftigung, welcher sich diese Dame mit so regem Eifer hingab, wurde indessen durch die Anrede ihrer Herrin unterbrochen, welche, sich zu ihr wendend, sagte:

„Mary, haben Sie gestern die Bücher zurückgeschickt, die ich neulich holen ließ?"

„Ja wohl gnädiges Fräulein," entgegnete Jene; „aber denken Sie, der Buchhändler, dieser Grobian wollte sie nicht nehmen; er behauptete, daß sie aufgeschnitten und gelesen worden seien."

„Nicht nehmen?" wiederholte die Gnädige, „ich will nicht hoffen, daß Sie dieselben oben aufgeschnitten haben, Mary."

„Wie können Sie glauben!" rief die Angeschuldigte. — „Ich habe Sie gar nicht gelesen, und sie nur zu Ihrem Gebrauch an der Seite aufgeschnitten. Nachher habe ich die Ohren mit einem nassen Schwamm herausgemacht und Lisetten gesagt, sie möchte das große Plätteisen darauf setzen. — Sie sehn aus wie neu."

„Wir werden uns an einen andern Buchhändler wenden müssen," sagte die Baronesse mit großer Entrüstung. — „Es wird immer besser! — Nicht zurücknehmen, und was soll man denn thun, wenn man ein neues Buch lesen will und es nur an den Seiten aufschneidet. — Empörend in der That!"

„Sehr empörend!" wiederholte die Gesellschafterin.

In demselben Augenblick fuhr ein Wagen vor dem Hause vor.

„Mein Gott!" rief die Baronesse aufspringend, und sich selbst

für bestürzt haltend, „ich will nicht hoffen, daß dies der interessante Fremdling von gestern Abend ist; ich bin so bestürzt!"

„'S ist Mylord Templetons Equipage," sagte Mary, nachdem sie auf die Straße hinabgesehn.

„Templeton?" wiederholte ihre Dame, deren Wangen vorher blos roth geworden, jetzt aber bald roth, bald wieder blaß wurden. — „Templeton? — Ist er denn schon von seiner Reise zurückgekehrt?" Ich bitte Sie Mary, sagen Sie Lisetten, daß ich für Mylord zu sprechen bin."

Die Gesellschafterin ging hinaus, und wenige Augenblicke nachher hörte man ein flüchtiges Pochen an der Thür, und noch ehe die Dame „Herein" rufen konnte, wurde sie geöffnet, und ein großer, hübscher Mann mit langem, blondem Haar und einem eleganten, wattirten Ueberrock, trat ein.

„Mein gnädiges Fräulein! — Meine theure Amalie," sagle der Lord auf der Schwelle stehen bleibend.

Die Dame war bei seinem Eintritt von ihrem Sitze aufgestanden und stand in einer sehr schönen Attütide da, die Augen zur Erde niedergeschlagen, das Journal, in welchem sie gelesen, in ihren beiden, an der Seite herabhängenden Händen haltend, so daß sie äußerst schüchtern und verlegen aussah. Dann sagte sie:

„In der That Mylord, ich bin sehr erfreut sie zu sehn."

Der lange Herr verzog bei diesem Empfang sein Gesicht, welches vorher die größte Freude ausgedrückt hatte, zu einer Miene des höchsten Schmerzes. Er ließ gleichfalls beide Arme sehr lang an der Seite herunterhängen, so daß er mit der äußersten Kante seines Hutes beinahe den Boden berührte, dann stieß er einen kläglichen Seufzer aus und sagte endlich vorwurfsvoll:

„So empfangen Sie Ihren Richard? — So?"

„Setzen Sie sich Mylord, nehmen Sie Platz, erwiederte die

Dame auf einen Stuhl deutend. „Ich dachte nicht, Sie sobald wieder zu sehn.“

Der edle Lord blieb, ohne dieser Einladung Folge zu leisten, noch immer in seiner früheren Stellung.

„Sie sehen mich noch in meinem Reiseanzuge, ich habe selbst die Gesetze der Schicklichkeit hintenan gesetzt, um keinen Augenblick zu versäumen, mich Ihnen zu Füßen zu werfen.“

„Aber setzen Sie sich doch, setzen Sie sich doch, Mylord! —— oder Richard, wenn Sie es so lieber haben, — Sie werden von der Reise erschöpft sein und Sie erlauben, daß ich Mary den Auftrag gebe, für einige Erfrischungen Sorge zu tragen.“

Das Fräulein griff bei diesen Worten nach einer auf dem Tisch stehenden silbernen Glocke, aber noch ehe sie dieselbe in Bewegung setzen konnte, hatte jener ihre Hand ergriffen und hielt sie zurück.

„Meinen Sie, daß der Körper einer Stärkung bedürfe, wenn das Herz leidet;“ sagte er, und während er ihre kleine Hand noch immer festhielt, sah er sie, mit seinen großen Augen abermals sehr vorwurfsvoll an, worauf ihr wieder nichts weiter übrig blieb, als ebenfalls sehr schüchtern und verschämt auszusehen. Endlich aber schüttelte sie diese weibliche Zurückhaltung ab und sagte, ihren Emancipationsbegriffen gemäß, indem sich ihre Hand zurückzog:

„Noch einmal, Mylord, setzen wir uns und frühstücken zusammen. Wir wollen uns offen gegenseitig aussprechen, um diesem Mißverständniß ein Ende zu machen, und Sie wissen, daß es sich bei einer Flasche Wein weit gemüthlicher plaudert.“

Bei diesen Worten setzte sie die Klingel in Bewegung, auf deren Ruf die Gesellschafterin erschien, die Befehle ihrer Gebieterin in Empfang zu nehmen, und nachdem in Folge dessen von dem Bedienten das Frühstück servirt war, und der Herr, welchen wir Mylord Tempelton nennen hörten, sich mit der Dame allein befand wurde die oben begonnene Conversation etwas lebhafter fortge-

setzt, aus welcher ein Dritter etwa das Folgende hätte entnehmen können:

Beide kannten sich erst kurze Zeit. Das Fräulein hatte die Bekanntschaft dieses Herrn bei Gelegenheit eines der verwichenen Herbstmanöver gemacht, welchem sie zu Pferde beiwohnte. Ihr sonst militairfrommer Schimmel wurde durch einen Zufall scheu, und ging mit ihr durch, wurde indessen von einem Reiter, der ihr in verwegener Carriere folgte, eingeholt und aufgehalten. Dieser Reiter war Mylord Templeton gewesen, ein sehr großer, blonder Herr, der sich zu seinem Vergnügen auf dem Continent umhertrieb, und sehr bedeutende Besitzungen, so sagte er wenigstens, in Yorkshire besaß. Er war so weit ein ganz leidlicher Patron, welchen Fräulein von Selke indessen einen höchst interessanten, liebenswürdigen Fremdling zu nennen pflegte, und der, wie viele seiner Landsleute, eine sehr große Vorliebe für Sherry und Portwein, und eine bedeutende Anlage zum Spleen besaß, die sich unter andern auch darin äußerte, daß er die Gesellschaft seiner Landsleute durchaus nicht leiden konnte, sondern sich am wohlsten unter diesen braven, biederen Deutschen, wie er unsere Nation nannte, befand. — Die zarte Bande, welche sich indessen um die Dame und ihren Lebensretter ihnen selbst unbewußt geschlungen, hatten vor wenigen Wochen einen höchst unangenehmen Ruck dadurch erlitten, daß Mylord Templeton mit einer jungen Dame in einem Jagdschlitten die Lindenallee entlang gefahren war, was Mary zufälliger Weise gesehen, und alsbald ihrer Herrin hinterbracht hatte. Der liebenswürdige Fremdling hatte zwar behauptet, daß dies die Frau eines vertrauten Freundes gewesen sei, der es vorgezogen habe, diese Parthie zu Pferde mitzumachen und dicht neben dem Schlitten geritten, von Mary aber nicht bemerkt worden sei, doch Fräulein von Selke wollte diese Entschuldigung nicht gelten lassen, sondern empfing den Schuldlosen mit solcher Kälte, daß er sehr viele Goddams ausstieß und endlich erklärte, er werde Berlin auf der Stelle

verlassen, weil unter solchen Umständen der Aufenthalt an diesem Orte eine Hölle für ihn wäre. Die Dame, obgleich sie hierauf anfänglich nichts erwiederte, hatte doch nach einigen Tagen, einen Brief an ihn geschrieben und ihm verziehen. — Dieser Brief, dem bereits Abgereisten nachgesendet, hatte ihn wieder zur Rückkehr veranlaßt, und so sehen wir ihn wieder in das Zimmer des Fräuleins treten, mit hinlänglich gegründeter Hoffnung, jenes frühere Verhältniß wieder hergestellt zu sehn.

Die Dame gedachte indessen nicht ohne eine gewisse Aengstlichkeit an den zweiten interessanten Fremdling, den sie auf dem Balle des verwichenen Abends gesehen und dessen Besuch sie erwarten zu können, sich einbildete. Nachdem beide daher bereits fast eine Stunde mitsammen über sehr verschiedene Dinge geplaudert und die bösen Rückerinnerungen weggeschwatzt und mit Portwein hinuntergespült hatten, — denn es ist eine sehr gewöhnliche Erscheinung, daß das liebende Weib sich den Neigungen und Gewohnheiten dessen anschließt, den sie liebt, so hatte sich die Baronesse auch auf das Portweintrinken gelegt — schreckte die Dame nicht wenig zusammen, als wieder ein Wagen vor dem Hause vorfuhr. Sie eilte an das Fenster; aber zu ihrer Beruhigung sah sie, daß ihre Vermuthung nicht eingetroffen war.

„Wer kommt, meine theure Amalie?“ sagte indessen Templeton.

„Es ist Madame Levin, — ich denke Sie werden sie kennen Mylord;“ entgegnete sie; „ich war gestern zum Ball in ihrem Hause. Ein sehr geschmackvolles Arrangement. — Aber da ist noch eine zweite Dame, die aussteigt. — Ah mein Gott, das ist Ihre Landsmännin Mylord. — Ich habe Ihnen noch nichts von ihr gesagt. Wir lernten uns in der vergangenen Woche in der Soirée des Gesandten kennen.“

„Eine Engländerin? fragte der Lord mit einem verdrießlichen Gesicht. — „Wie heißt sie?“

„Es ist eine Lady Hereford. — Aber Sie würden mich verbinden, mein theurer Templeton, wollten Sie in das Bibliothekzimmer treten. Es braucht Niemand zu wissen, daß wir hier zusammen gesprochen haben. Ich werde Sie dort den Damen vorstellen. — Bitte, nehmen Sie ihren Hut."

Ungeachtet ihrer Emancipations Grundsätze, aus denen sie kein Geheimniß machte, wollte die Dame sich doch nicht gern bei ihrem kräftigen Frühstück überraschen lassen, und folgte daher ebenfalls in das bezeichnete Zimmer, nachdem sie Mary den Befehl ertheilt, die Damen dorthin zu führen. — Diese traten auch alsbald, von der Gesellschafterin geführt ein, während Fraulein von Selke sehr überrascht aufsprang und mit vieler Wahrscheinlichkeit sich so stellte, als habe sie das Vorfahren des Wagens nicht gehört, und wisse nichts von der Ankunft der beiden Damen.

Nachdem indessen die ersten Begrüßungen vorüber, und Lord Templeton der Frau des Banquiers und der Lady vorgestellt worden war, bei welcher Ceremonie seine Lordschaft ein sehr ernstes, steifes Gesicht machten, lud die Wirthin die Angekommenen ein, Platz zu nehmen.

„Ach nein, wir wollen uns nicht so lange aufhalten, meine theure Selke;" entgegnete Madame Levin. „Wir kommen nur, um uns zu erkundigen, wie Sie geschlafen haben, und wollten Sie eigentlich mit uns nehmen, um uns bei der Wahl einiger Toilettengegenstände mit ihrem Rathe zu unterstützen. — Ihr Geschmack ist immer und bei jeder Kleinigkeit so ausgezeichnet; — aber unter diesen Umständen wäre es sehr unartig, Sie in Anspruch zu nehmen."

„Nichts destoweniger nahm die Sprecherin bei diesen Worten in einem gestickten Armstuhl Platz, während die kleine Wirthin betheuerte, daß ihr diese Aufforderung grade gelegen käme, da sie auch den Rest des Vormittags zu einigen Einkäufen hätte benutzen wollen, und Mylord Templeton zu galant wäre, eine Dame um eines so

wichtigen Ereignisses willen nicht zu entschuldigen, was Dieser auch durch den zweimaligen Ausruf yes, und ein dreimaliges Kopfnicken bestätigte. Hierauf bat sie um Entschuldigung und einige Minuten Zeit, ihre Toilette in Stand zu setzen, und entfernte sich dann mit der an den Engländer gerichteten Bitte, die Damen während ihrer Abwesenheit zu unterhalten.

Lady Hereford war eine nicht mehr ganz junge Dame; sie mochte etwa acht und zwanzig Jahr alt sein, aber ihre Erscheinung war nichts destoweniger höchst einnehmend. Es war eine sehr schlanke Figur, mit sehr kleinem, schmalen Fuß und einer eben so schön geformten Hand. Ihr Gesicht, obgleich etwas kalt und bewegungslos, trug den Stempel jener ruhigen, plastischen Schönheit der Form, die selbst das Alter nicht zu nehmen vermag, an der es gleichsam mit Ehrfurcht vorüber geht.

„Ich habe also das Vergnügen einen Landsmann vor mir zu sehn;“ begann die Dame in englischer Sprache, nachdem sie einige Minuten vergeblich gewartet, daß Templeton die Unterredung beginnen würde. „Es ist in der That ein erfreuliches Gefühl, wenn man so fern von der Heimath Jemand findet, den man als seinen Landsmann begrüßen kann.“

„Ich muß Ihnen offen gestehen, Miß,“ entgegnete Templeton, „daß ich Ihnen in diesem Punkte nur bedingter Maßen Recht geben kann. Der Continent wimmelt von unsren Landsleuten, und man trifft dieselben fast auf jedem Schritt; aber leider nur sehr selten findet man eine so liebenswerthe, willkommene Erscheinung, als mir heut zu Theil wurde.“

„Ah, sehen Sie, wie galant Mylord ist!“ rief Madame Levin. — „Aber Sie haben wirklich die Wahrheit gesprochen; — ich selbst habe oft gefunden, daß uns Ihre Landsleute mit ihren sonderbaren Gewohnheiten und Eigenheiten lästiger fallen, als jeder andre Fremde.“

„Gewiß, — und ich selbst kann bei meiner Lebensweise nicht verleugnen, daß ich ein Engländer bin," sagte Templeton; „denn dieser Nationaltypus unsrer Nation läßt sich nicht leicht verwischen. Ich fühle mich daher auch selten in der Gesellschaft meiner Landsleute wohl, und suche dieselbe nicht nur nicht auf, sondern vermeide sie sogar lieber."

„Wenig genug Patriotismus!" scherzte Sarah; „zu wenig für einen Engländer;" aber sagen Sie uns lieber — fuhr sie absichtlich dies Gespräch unterbrechend fort; „wie lange Sie sich schon in Deutschland aufhalten, und ob es Ihnen hier besser gefällt, als in anderen Ländern."

Templeton erzählte, auf solche Weise zu einem längeren Gespräch aufgefordert, daß er Frankreich und Italien besucht, daß er sich bereits drei Jahre in Deutschland aufhalte, und verweilte mit Umständlichkeit bei der Beschreibung von Gegenständen, die für seine Zuhörerinnen von Interesse sein mußten, so daß dieselben, besonders da sein Vortrag elegant und leicht war, eine vortheilhaftere Meinung von ihm gewannen, als sein erster Anblick bei ihnen hervorgebracht haben mochte.

Indessen hatte die Baronesse ihre Toilette in kürzerer Zeit vollendet, als Mancher vielleicht geglaubt haben dürfte, und trat bereits mit Hut und Mantel in das Bibliothekzimmer, um sich ihren beiden Freundinnen auf dem vorhabenden Ladenumzuge, diesem beliebten Vergnügen unserer Damen, anzuschließen. Der Engländer begleitete sie mit großer Artigkeit bis zum Wagen, wo er sich mit steifer Verbeugung von den beiden fremden Damen, mit einem Handkuß von der Dame seines Herzens verabschiedete, und stieg dann gleichfalls in seine wartende Equipage, deren Eleganz die des reichen Banquier um ein Bedeutendes übertraf.

„Ein sehr geistricher Mann, dieser Lord;" sagte Sarah, als

der Wagen mit den Damen davon rollte. „Und außerdem scheint er sehr reich zu sein."

„Es ist eine sehr alte und reiche Familie, die Templetons," bemerkte Miß Hereford. — „Sie haben weitläuftige Besitzungen in Devonshire."

„Bitte um Verzeihung. Der Lord sagte mir, daß seine Güter in Yorkshire lägen;" sagte die Baronesse, die sehr roth geworden war, als sie jenes Lob aus dem Munde ihrer Freundin hörte.

„Es ist möglich, daß Mylord dort einige Besitzungen hat; aber die Stammgüter der Templetons liegen in Devonshire;" versicherte die Engländerin.

„Aber wie lange kennen Sie diesen Phoenix Alt-Englands, meine liebe Selke?" fragte Sarah. „Warum haben Sie uns denselben nicht schon früher vorgestellt?"

Die Baronesse erröthete noch stärker und begann nun die etwas romantische Geschichte ihrer Lebensrettung mit so großer Umständlichkeit zu erzählen, daß sie noch nicht mit der Hälfte fertig war, als sie vor der Mode-Handlung auf dem Schloßplatze hielten, welche zunächst das Ziel ihrer Excursion war.

Sie stiegen aus, und nun begann dieses endlose Vorlegen und Aussuchen von neuen Stoffen, woran die Damen eben so viel Vergnügen als die Commis Mißbehagen finden. Endlich wurde eine Kleinigkeit gekauft, die Damen stiegen wieder ein, um in einer zweiten Handlung ebenfalls die Ladendiener der Verzweiflung nahe und die Zeit auf eine geistreiche Weise hinzubringen.

Als sie in den zehnten oder eilften Laden, eine Handlung mit seidenen Stoffen in der breiten Straße, eintraten, war es längst Mittag vorüber und das Gewölbe daher weit weniger besucht, als dies an den Orten der Fall gewesen, wo sie früher gewesen. Nur ein schon bejahrter Herr war im Begriff, sich einen Stoff zu einem Damenkleide auszusuchen. Dies Geschäft schien indessen so eben

beendet, denn als sich die Damen dem Ladentische von der andern Seite näherten, sagte er:

„So, — dies Kleid werden Sie mir also in meine Wohnung schicken; aber nun brauche ich noch einige glatte Stoffe, — die Farben hier nach dieser Zeichnung; roth, gelb, hellblau."

Er zog bei diesen Worten eine kleine Rolle Papier aus der Tasche, welche er aufwickelte und sie dem Commis hinreichte, über dessen Gesicht bei diesem Anblick ein leichtes Lächeln flog.

„Sie befehlen doch wohl nur einen leichten Stoff, wie man ihn gewöhnlich zu Maskenanzügen nimmt, Herr Baron; nicht wahr?" sagte der Commis.

„Es ist kein Maskenanzug," entgegnete der ältliche Herr sehr ernsthaft und seinen großen Schnurrbart streichend, während er sich umdrehte, um die eingetretenen Damen zu mustern. „Es soll ein Hausanzug für meine Frau werden. Finden Sie dies Kostüm nicht schön, nicht malerisch?"

Der Commis entgegnete mit einem so ernsthaften Gesichte, wie ihm nur immer möglich war, daß dieser Anzug sich wirklich sehr schön ausnehmen müsse, und wendete sich dann, die betreffende Zeichnung auf den Tisch werfend, so schnell wie möglich ab, anscheinend, um die verlangten Stoffe hervorzusuchen, in der Wahrheit aber, um sein Lachen zu verbergen.

„Mein Gott," sagte Sarah leise, aber gleichfalls lachend; „ich glaube, dieser Herr ist ein Türke. Da, sehen Sie nur das Bild, liebe Hereford."

Sie deutete bei diesen Worten auf das besagte Blatt, welches auf dem Ladentisch lag, und auf welchem das Bild einer Odaliske, die mit übereinandergekreuzten Beinen auf einem Polster saß, und eine männliche Figur, ebenfalls im türkischem Kostüm, gemalt war, in welchem Letzteren man ohne Mühe das Portrait dieses ältlichen Herrn selbst erkannte.

Während die Damen mit nicht geringem Erstaunen und halbunterdrücktem Lachen bald auf die Zeichnung, bald auf den Käufer und endlich auf die ihnen vorgelegten Sachen blickten, hatte auch der andere Commis glücklich den Anfall seiner Lachlust niedergekämpft, und breitete die verlangten Zeuge vor dem Herrn aus, der sich besonders für die grellsten Farben entscheidend, dieselben zusammen legte und sich dann sehr zufrieden über den geschmackvollen Contrast äußerte, und endlich sagte, daß er den Schneider schicken werde, da er selbst nicht wisse, wie viel Zeug zu einem solchen Anzuge gebraucht werde; man möchte ihm indessen die Rechnung selbst in's Haus schicken, damit der Schneider ihn nicht betrügen könnte; er sei zwar ein reicher Mann und könne das bezahlen, aber er wolle nicht von einem Ouvrier übertheuert sein, und die geringe Gewissenhaftigkeit der Kleidermacher sei bekannt genug.

Während dieser Unterhaltung hielt sich der ältliche Herr immer nach der Seite, wo die Damen standen, gewendet, und warf bald der Einen, bald der Andern irgend einen bezaubernden Blick zu, worauf diese ihm den Rücken zukehrten und er endlich den Laden verließ.

„Mein Gott wer ist dieser Herr?" fragte Sarah den Eigenthümer des Geschäfts, welchen sie kannte.

„Es ist ein Herr von Bok," entgegnete der Gefragte; „ein sehr guter Kunde von mir, aber ich glaube, es ist bei ihm nicht recht richtig im Kopfe; — wenigstens bildet er sich ein, daß sich jedes weibliche Herz in ihn verlieben müsse."

Die Damen lachten, suchten und probten unter den vorgelegten Waaren, hielten gegen das Licht, schwatzten und kauften endlich. Als sie aber nach Verlauf einer guten Viertelstunde, welche sie mit dieser Beschäftigung zugebracht hatten, den Laden verließen und in den Wagen stiegen, sahen sie zu ihrer nicht geringen Verwunderung den Herrn von Bok auf der andern Seite der Straße stehn, und bei ih-

rem Anblick schnell in eine Droschke steigen, welche ihrer Chaise mit einem großen Anfwand von Peitschenhieben folgte, was ihnen neuen Stoff zum Lachen gab, da es ziemlich klar am Tage lag, daß eine von ihnen irgend einen besonderen Eindruck auf diesen Herrn hervorgebracht haben müsse, wenn es gleich schwer zu entscheiden war, welche von ihnen diese Glückliche gewesen sein mochte.

XXII.

Rose.

Es war indessen Miß Hereford gewesen, welche die Aufmerksamkeit des Herrn von Bok in dem Grade erregt hatte, daß er den Kutscher des Fiaker gegen die Belohnung eines Viergroschenstücks veranlaßte, seinen steifen Gaul derartig anzutreiben, daß er den beiden Pferden des Banquiers schnell genug zu folgen vermochte, damit der erbarmungslose Passagier noch sehen konnte, wie die Engländerin vor ihrer Wohnung in der Behrenstraße ausstieg, und der Wagen mit den beiden andern Damen weiter fuhr. Der Baron ließ nun gleichfalls anhalten, und notirte sich die betreffende Hausnummer in sein Taschenbuch.

„Ich habe gehört, daß die Andern diese hübsche Blondine mit Lady anredeten, — sie ist also eine Engländerin;“ sagte er mit großer Selbstzufriedenheit zu sich sebst; „es wird nicht schwer sein, zu erfragen, wo sie hier im Hause wohnt. Aber ich will lieber noch ein Paar Minuten warten, vielleicht öffnet sie ein Fenster, um mir nachzusehn, oder doch um mir ein Zeichen zu geben.“

Er harrte indessen diesmal vergeblich; ungeachtet er so stier

nach dem Fenster des Hauses hinaufblickte, daß einzelne Neugierige stehen blieben, um zu sehn, was es gäbe. — Verdrießlich befahl er daher dem Kutscher, nach der Jüdenstraße zu fahren, und warf sich in eine Ecke des Wagens, sich sehr eifrig mit dem Gedanken beschäftigend, wer wohl diese Engländerin sei, und ob er sie in sich verliebt machen solle, oder nicht, worauf er endlich den Entschluß faßte, auch bei dieser Gelegenheit wieder die Macht seiner unwiderstehlichen Reize geltend zu machen.

Als seine Reflexionen diesen beruhigenden Punkt erreicht hatten, war auch der Wagen vor dem Hause der Jüdenstraße angekommen, welches die Katze bewohnte, die ihm die Thür öffnete, noch ehe er die Klingel gezogen hatte.

Da bin ich Duenna," sagte er, Hut und Stock auf den Tisch legend und seinen großen Pelz ausziehend; — „da bin ich, hergeeilt auf den Flügeln der Liebe und der Sehnsucht. — Nun, wie geht's."

„Alles gut," erwiederte die Katze, „Es ist nicht die geringste Gefahr zu befürchten, wie der Arzt sagt, doch soll die Verwundete durchaus jede Aufregung vermeiden. — Aber, offen gesagt, Baron, ich weiß jetzt den Grund ihres sonderbaren Benehmens."

„Wahrhaftig? — Nun, und?"

„Sie liebt einen Andern, — Sie hat es der Mutter eingestanden."

„Einen Andern! — Bah, das ist rein unmöglich."

„Wie ich Ihnen sage; — und ich sehe keine Unmöglichkeit."

„Keine Unmöglichkeit sagen Sie, Duenna? Ich habe ihr so viel Geschenke gemacht, daß sie unmöglich einen Andern lieben kann. — Und dann die Aussicht, meine Frau zu werden."

„Es ist aber doch so. Sie wissen, daß wir Frauen so mitunter unsre Launen haben."

„Ich gebe nichts darauf. — Aber wer sollte mein Nebenbuhler sein, wenn ich ihn mit diesen Namen beehren will.“

„Ein Maler, ein junger, unbedeutender Mann, in den sie sich vergafft hat.“

„Ein bloßer Maler! — Ist er von Adel? Hat er sehr viel Geld!“

„Keins von Beiden. Er ist ein Bürgerlicher und lebt von seinen Arbeiten.“

„Von seinen Arbeiten! Ich bitte Sie Duenna, wie können Sie mir nur von einem solchen Subjecte sprechen. Ich habe in meinem Leben nicht gearbeitet. Dies ist ja der einzige Unterschied, den man vor dem Bürgerpack voraus hat. — Aber selbst wenn sich die Sache so verhielte, wie Sie sagen, ist es nur eine Kleinigkeit, ihn los zu werden. Ich werde ihm ein Stück Geld bieten, damit er sich zurückziehe.“

Und wenn er es dennoch nicht thut?“

„Bah, — so werde ich andere Mittel und Wege aufsuchen. — Aber lassen wir das jetzt. Ich habe Ihnen außerdem noch eine andere Geschichte zu erzählen, die mir eben passirt ist, wo sich eine bildschöne Engländerin in mich verliebt hat. — Doch zuerst sagen Sie mir, ob die Kleine hier ist.“

„Ja wohl,“ entgegnete die Katze; „und ich bitte Sie, nicht so laut zu sprechen, denn sie sitzt und arbeitet im Nebenzimmer.“

„Nun?“ fragte der Baron seinen tiefen Baß noch etwas mehr herabstimmend.

Die Katze rückte einen Stuhl zu dem Sopha, auf welchem Jener bereits bei'm Beginn dieser Unterhaltung Platz genommen hatte und sich neben ihn setzend, sagte sie:

„Es ist ein eigen Ding mit diesem Mädchen, Baron; wir müssen mit der größten Behutsamkeit zu Werke gehn, und um Gottes willen nicht mit der Thür in das Haus hinein fallen.“

„Wie meinen Sie das Duenna?“

„Ganz einfach. Ich habe mit ihr über dies und Jenes gesprochen und daraus gemerkt, daß sie noch jene kleinlichen Begriffe von Tugend und Ehre hat, wie man sie häufig in ihrem Stande findet. Wie gesagt, sie darf für jetzt noch nichts merken; wir müssen sie in irgend eine unangenehme Geschichte verwickeln, aus der sie selbst nicht heraus kann und dann durch Ihre Hülfe unterstützt wird. Diese Klasse von Menschen hat glücklicherweise einen sehr hohen Begriff von Dankbarkeit.“

Nun gut, — ich verlasse mich ganz auf Sie. — Kann ich jetzt hineintreten.“

„Ja wohl; aber halten Sie Ihre Zunge im Zaum und kümmern Sie sich gar nicht um sie. Es wäre schon schlimm genug, wenn Sie von ihr wieder erkannt würden. — Wenn Sie nachher fort sind, werde ich das Meinige thun, um Sie bei ihr in das günstigste Licht zu stellen. — Jetzt kommen Sie, damit wir sehen, ob es auch die Rechte ist.“ —

Und es war die Rechte! —

Es war jenes freundliche, liebliche, rosige Wesen, welches wir zuerst in dem Laden Leberechts getroffen haben, die kleine Mairose; und wer da glaubt, wie sich bereits einzelne Stimmen geäußert, daß wir ihr diesen Namen gegeben, um eine Nachbildung der Fleur de Marie aus dem Sue'schen Werke zu versuchen, der ist im Irrthum, und es sind viele Leser dieses Buches, welche sie gekannt haben, dieses hübsche, freundliche Kind mit den lachenden Wangen, den großen, frommen Augen, den unschuldsvollen, allerliebsten, rothen Lippen, es sind viele, die sie gesehen haben, fleißig und unverdrossen bei ihrer Arbeit sitzend, am Morgen eintretend mit dem heiteren, sorglosen Blick einer ruhig verträumten Nacht, und am Abend nach dem mühsamen Tagewerke eben so stillfreudig und zufrieden ihre Arbeit zusammen packend und nach Haus gehend, und überall wo

man sie kannte, wo man sich freute, wenn man sie sah, überall wurde sie nur nach ihrem Vornamen die kleine Rose genannt.

Und so saß sie auch hier, mit dem heiteren, freundlichen Gesichtchen, auf einem am Fenster stehenden Stuhl, mit dem Ausbessern eines alten Kleides beschäftigt, erfreut einen neuen Kunden in dieser Frau erhalten zu haben, welche so freundlich mit ihr gesprochen hatte, und sie war weit davon entfernt, zu argwöhnen, in welchen Händen sie sich befand.

Unglücklicherweise war sie an jenem Abend, als Cartentierce durch sein Dazwischentreten sie von den rohen Anträgen des Herrn von Bok befreite, in den Laden Leberechts eingetreten, um sich dort von ihrem Schreck zu erholen; der Baron, nach der Entfernung des Grafen ebenfalls diese Gasse entlang schlendernd, hatte sie herauskommen sehn, und, nachdem er ihr bis zu ihrer Wohnung gefolgt, der Katze den Auftrag gegeben, die näheren Verhältnisse dieses Mädchens auszukundschaften. Mit der ihr in solchen Sachen eigener Gewandheit hatte dieses Weib auch den erhaltenen Auftrag ausgerichtet, und nachdem sie erfahren, daß Rose eine Näherin sei, hatte sie dieselbe zu sich bestellt, um bei ihr zu arbeiten, und auf solche Weise Gelegenheit zu haben, ihren Charakter zu sondiren.

Als indessen der Baron mit der Katze in das Zimmer trat, in welchem die Kleine arbeitete, erkannte ihn dieselbe sogleich wieder. Sie wechselte die Farbe, und als Jener sie so freundlich, als ihm nur immer möglich, begrüßte, dankte sie, ohne von ihrer Arbeit aufzusehn. Wenn sie auch zu wenig in das Leben und Treiben der Welt eingeweiht war, um im ersten Augenblick etwas Anderes, als ein zufälliges Zusammentreffen zu vermuthen, so sagte ihr doch das instinctmäßige Gefühl des weiblichen Scharfsinns, daß hier Gefahr zu fürchten sei.

Sie setzte daher ihre Arbeit sehr eifrig fort, ohne auf die Worte des Barons etwas zu erwiedern, der einzelne, zwar allgemeine, doch

sehr geistreiche Bemerkungen machte, wie z. B. daß das Wetter sehr trübe und naßkalt sei; daß vielleicht am folgenden Tage die Sonne scheinen würde; und noch einzelne andere, meteorologische Betrachtungen, wobei er sich indessen nicht direct an Rose wendete, wenn er gleich eine Bestätigung, oder doch eine Antwort von derselben erwartete. Endlich jedoch, da er sah, daß alle seine Bemühungen in dieser Weise scheiterten, beschloß er zu einer andern Art des Angriffs überzugehn und begann denselben damit, daß er zu der Katze sagte:

„Sie haben ja da eine sehr fleißige, kleine Arbeiterin, Duenna."

„Nun, nun, machen Sie mir nur die Kleine nicht stolz mit Ihrem Lob, mein lieber Baron;" entgegnete die Katze mit einem sehr gutmüthigen Lächeln; „sie ist mir auch sehr gut empfohlen worden, und es ist schwer genug für ein armes, alleinstehendes Mädchen, wenn sie heut zu Tage ehrlich und unbescholten durch die Welt will."

Rose, die bei der Anrede des Barons so sehr gezittert hatte, daß sie die Nadel kaum führen konnte, ermuthigte sich bei diesen so herzlich klingenden Worten.

„Die arme Kleine steht wirklich so ganz allein?" fragte indessen der Baron theilnehmend.

„Ja wohl, sie hat weder Eltern, noch Verwandte und Freunde;" sagte die Katze.

„Nicht doch Madame, — ich sagte Ihnen, daß ich einen Bruder hätte;" entgegnete Rose, mit ihrer Arbeit innehaltend und die Katze anblickend; dann wiederholte sie noch einmal: „Ja wohl, ich habe einen Bruder."

„Ach ja, ich erinnere mich, daß Sie es mir sagten. — Ist er älter als Sie?"

„Wir sind in dem gleichen Alter Madame."

„Aber welches Geschäft treibt er? — Ist er in der Lehre?"

Ueber das freundliche Gesicht des jungen Mädchens flog ein leichter Schatten, dann sagte sie:

„Er ist in der Lehre gewesen; aber es gefiel ihm nicht, dann war er Bediente bei einem vornehmen Herrn, der beim Kammergericht angestellt war und wo ich arbeitete; aber der ist vor einigen Wochen abgereist und mein Bruder hat noch keinen Platz."

„Ha!" sagte der Baron. — „Ich habe einen sehr guten Gedanken!"

„Wirklich?" meinte die Katze etwas sarkastisch.

„Ja wohl, einen sehr guten Gedanken;" wiederholte Jener. „Dieser junge Mensch könnte bei mir in Dienst treten, wenn er sonst gewandt und ehrlich ist; — aber ehrlich muß er sein, das ist bei mir die Hauptsache. — Was meinen Sie, mein Kind?"

„Es ist ja mein Bruder," sagte Rose mit einem Erröthen des Unwillens bei dem Gedanken, daß man die Ehrlichkeit des einzigen Wesens bezweifeln könne, welches sie liebte. Auch der Baron schien das Unzarte, Verletzende zu fühlen, welches in seinen Worten lag und beeilte sich, es wieder gut zu machen."

„Dann wäre Alles gut," fuhr er fort; „und es fehlte weiter nichts, als daß sie den jungen Menschen zu mir schickten, um die näheren Bedingungen mit ihm zu verabreden. Ich denke er wird zufrieden sein, denn ich bezahle meine Leute sehr anständig. Auch kann er gleich auf der Stelle eintreten; der Platz ist offen."

„Sie sind sehr gütig mein Herr, sagte Rose ihn zum erstenmal mit den großen, offenen Augen ansehend; „und ich denke gewiß, daß sich mein Bruder zu Ihrer Zufriedenheit betragen wird."

Der Herr von Bok rieb sich vergnügt über seinen guten Gedanken die Hände.

„Hier haben Sie meine Addresse, mein hübsches Kind;" sagte er, ihr eine lithographirte Karte einhändigend. — „Auf der hinteren Seite steht meine Wohnung in Berlin, hier vorn, dieses Schloß mit dem großen Thurm, ist die Zeichnung meines Stammschlosses. —

Schicken Sie ihn also schon morgen früh zwischen neun und zehn Uhr zu mir."

Und der alte Herr konnte nicht umhin, bei dieser Gelegenheit Rosen in die hübschen Wangen zu kneipen. Sie zog indessen hastig und mit unverstellter Angst zurück, während die Katze dem Vorwitzigen einen unwilligen Blick zu warf, daß er bestürzt und verlegen dastand, wie ein Schulknabe, der dem Gelüst seines Magens nicht zu widerstehen vermag und von dem Lehrer unversehends ertappt wird, wie er während der Lection ein Stück Butterschrippe im Munde hat.

Die Katze suchte indessen den begangenen Fehler wieder gut zu machen.

„Ihre Eltern sind also schon sehr lange todt, meine Liebe?" sagte sie, während der Baron mit dem Anstande eines kläffenden Wachtelhundes, dessen Uebermuth durch einen derben Fußstoß eingeschüchtert worden ist, bei Seite schlich und sich in einen Lehnstuhl niederließ.

Ach Madame, erwiederte Rose und hielt mit der Arbeit inne, während ihr helles Auge sich dunkel überflorte; „ach Madame, das ist eine sehr trübe Geschichte; ich weiß es gar nicht, wer meine Eltern gewesen sind."

„Sie wissen nicht, wer Ihre Eltern waren?" fragte die Katz erstaunt.

„Das ist ein sehr merkwürdiger Fall, auf Ehre;" bemerkte der Baron.

„Eezählen Sie uns das doch, mein Kind;" fuhr Jene fort. „Es wird uns Vergnügen machen, Ihnen zuzuhören. — Sie sehen, wir nehmen Antheil an Ihrem Schicksal und der Herr Baron kann Ihnen vielleicht einmal viel nützen. Er ist ein sehr großmüthiger Herr, der schon manchem Bedürftigen geholfen hat."

Rose erwiederte nichts auf diese Lobeserhebung ihres neuen Protectors, sondern sagte nur nach einer Pause:

„Ach, das ist keine lange und keine interessante Geschichte Madame, die Sie amüsiren könnte.“

Schadet nicht, mein Kind; — erzählen Sie nur ohne Umstände; ermunterte die Katze.

„Wenn Sie befehlen Madame, sehr gern; — aber ich werde so kurz als möglich sein.“

Und sie begann folgendermaßen:

„Wer meine Eltern waren, weiß ich, wie gesagt, nicht. Ich kann mich wohl noch dunkel darauf zu besinnen, daß ich eine Mutter hatte, eine schöne, blasse Frau, die ich mit diesem Namen anredete, ja ich erinnere mich ihrer sogar noch genau, wie sie oft genug des Abends an unserem Bette saß und weinte, wenn ich auch die Ursache ihres Kummers nicht anzugeben vermag, denn ich war damals noch sehr klein und zählte höchstens vier oder fünf Jahre. — Aber dieser Zeitraum meines Lebens erscheint mir nur wie ein Traum, und ich habe in der That seither so manche Nacht davon geträumt, daß ich kaum die Wirklichkeit davon zu unterscheiden vermag. — Die zweite Periode meines Lebens verlebte ich bei einer alten Frau, die vor dem Oranienburger Thore in einem Hause der Invalidenstraße wohnte. Diese Frau, sie hieß Neumann, trieb die Beschäftigung einer sogenannten Knochen- oder Lumpensammlerin. Sie erzählte mir nachher oft, daß sie uns, meinen Bruder und mich, an dem Ufer der Panke gefunden habe, als sie ebenfalls eines Abends dahin gekommen sei, um das unsaubere Allerlei, welches sie während des Tages in ihren schmutzigen Sack zusammengelesen hatte, etwas zu säubern. Wir saßen beide weinend und schluchzend auf einem kleinen Rasenfleck an diesem Bache und fragten sie, ob sie unsre Mutter nicht gesehen hätte, und da wir müde und hungrig waren, und sie vielleicht auf eine Belohnung rechnete, die sie von unseren Eltern bekommen würde, nahm sie uns mit in ihre Wohnung und gab uns zu essen. — Aber es ist Niemand gekommen, der nach uns gefragt hätte.“

Die Kleine trocknete bei diesen Worten eine Thräne aus ihrem hübschen Augen und machte eine kurze Pause; dann fuhr sie fort:

„Als diese Frau sah, daß Niemand sich um uns kümmerte, und wir schon mehre Tage bei ihr gewesen waren, ließ sie uns die Kleider ausziehen, welche wir an hatten, und verkaufte dieselben, um sich dadurch für das Geld zu entschädigen, welches wir ihr gekostet hatten, und ich meine, daß sie allerdings wohl ein Recht dazu hatte. Aber sie war eine sehr gutmüthige Frau, die uns nie übel behandelt hat, und da sie sah, daß wir wahrscheinlich auf dem Felde umgekommen wären, wenn sie uns aus dem Hause gestoßen hätte, sie aber auch wohl vielleicht fürchtete, wegen des Verkaufs unserer Kleidungsstücke bestraft zu werden, wenn sie den Vorfall dem Revierkommissarius anzeigte, so behielt sie uns bei sich, gab uns andere Kleider und wir mußten ihr bei ihrem Geschäfte zur Hand gehn. Da sich die Leute im Hause wenig um sie kümmerten, fiel unsre Anwesenheit auch nicht weiter auf und Niemand fragte, wo wir hergekommen seien, sondern man hielt uns entweder für ihre Kinder, oder doch für Verwandte von ihr. So lebten wir mehrere Jahre bei ihr. Des Morgens gingen wir mit ihr nach der Stadt, und jeder bekam einen kleinen Sack und eine eiserne Schaufel, um aus dem Schmutz der Rinnsteine Knochen, Lumpen, Glas, Nägel und andere ähnliche Gegenstände hervorzusuchen. Freilich waren wir anfänglich Beide, unserer großen Jugend wegen, wenig zu diesem Geschäfte zu gebrauchen, dagegen desto tauglicher, das Mitleid der Vorübergehenden zu erwecken, so daß wir unserer Pflegemutter mehr einbrachten, als sonst geschehen sein dürfte. Ueber ihre Behandlung hatten wir indessen, wie gesagt, nicht zu klagen; sie kümmerte sich nicht weiter um uns, und nach Art der Kinder hatten wir uns bald an unsre vagabondirende, schmutzige Beschäftigung gewöhnt und unser früheres Leben vergessen. — Ich habe indessen noch nicht gesagt, daß diese Frau auch sehr viel Branntwein trank, und oft, wenn sie durch den Verkauf

ihrer Vorräthe Geld bekommen hatte, ganz betrunken nach Haus kam; anfänglich hatten wir jedesmal große Angst, wenn sie sich in diesem Zustande befand, denn wir glaubten, sie sei krank und werde sterben; dann aber gewöhnten wir uns nach und nach daran und achteten nicht mehr darauf. Eines Morgens indessen, ich weiß mich noch darauf zu besinnen, als ob es erst gestern gewesen wäre, es war ein Sonntag und zwar im Februar, da lagen wir Kinder beide im Bett und kauerten uns eng an einander, denn es war grimmig kalt; aber aufstehn wollte keins von uns, obgleich es schon spät sein mußte, denn noch hatte die Alte, die in der Nebenstube schlief, uns nicht gerufen und wir hatten das Vorrecht, so lange liegen zu bleiben, bis ihr gellender Ruf uns weckte. Dies geschah freilich fast immer zu früh für uns; an jenem Tage aber waren wir schon längst munter und noch hatte sie sich nicht gerührt. Endlich als ich es in der Ferne schon zur Kirche läuten hörte, kroch ich dennoch unter meiner Decke hervor, und ging nach der Küche, um das Frühstück zu bereiten, was ich jeden Morgen that; aber unsre Pflegemutter hatte, als ich fertig war, noch immer nichts von sich hören lassen. Endlich traten wir in die Stube, wo sie schlief, um sie zu wecken; aber sie erwachte nicht wieder. Der Todesengel war heimlich und still während der Nacht in das Zimmer getreten und hatte sie mit seinem Hauch berührt; sie war, vom Schlage getroffen, verschieden.

Unser Wehklagen und unser Kummer war unbeschreiblich; diese Frau hatte uns ja freundlich und gütig behandelt, sie hatte uns zu essen gegeben, uns nicht geschlagen und weiter war nichts nöthig gewesen, unsre Anhänglichkeit zu erwecken. Natürlicherweise fanden sich, von unserem Geschrei herbeigerufen, bald die übrigen Hausbewohner ein; ein Arzt und der Revierkommissarius erschienen, der Erstere erklärte die Frau wirklich für todt, der Andere versiegelte die Nachlaßsachen, die in sehr werthlosen Gegenständen, einigem zerbrochenen Hausgeräth und Küchengeschirr, und einem Vorrath von

Knochen und Lumpen bestanden. Bei dieser Gelegenheit stellte sich denn nachmals heraus, daß wir uns ohne polizeiliche Genehmigung in der Welt befanden; aber die Alte war todt und konnte nicht mehr zur Rechenschaft gezogen werden, während wir Kinder dagegen ein hartes Examen zu bestehen hatten, bei welchem wir allerdings wenig oder nichts aussagen konnten. Wir sollten nun, wie ich hörte, in ein Waisenhaus gebracht werden; aber die Wirthsleute des Hauses, denen unser unglückliches Schicksal zu Herzen gehen mochte, erklärten, daß sie uns bei sich behalten und für uns sorgen wollten. Diese Leute, schon sehr bejahrt, erwiesen uns viele Freundlichkeit. Sie trieben eine kleine Ackerwirthschaft, und obgleich wir überall mit angreifen und arbeiten mußten, wurden wir doch in die Schule geschickt, und mein Bruder nachher zu einem Tischler in die Lehre gebracht, während ich Unterricht im Nähen bekam. Eine besondere Schwierigkeit erweckte der Umstand, daß Niemand wußte, wo und ob wir überhaupt getauft seien, doch endlich beschloß man vor unserer Confirmation, daß wir jedenfalls getauft sein müßten, und so wurden wir eingesegnet. Bald nachher starben auch unsre neuen Pflegeältern, und obgleich ihr einziger Sohn, der ein Kaufmann hier in Berlin ist, der Universalerbe war, dachte er doch ebenfalls sehr gütig gegen uns, und schenkte mir viele sehr schöne Sachen aus dem Nachlaß seiner Eltern, mit denen ich mein Stübchen ausmeublirt habe, und alle Kleider und Wäsche seiner Mutter; auch hat er meinem Bruder versprochen, für ihn zu sorgen, wenn er einst in Noth kommen sollte. —

„Das ist meine Geschichte Madame,“ schloß Rose ihren Vortrag; „und wenn die Zeit Ihnen dabei lang geworden ist, habe ich keine Schuld, denn Sie haben es selbst so gewünscht.“

„Sie armes Kind,“ sagte die Katze. „Was haben Sie in Ihrem kurzen Leben schon für bittere Erfahrungen gemacht.“

„Es ist allerdings hart, keine Aeltern zu haben;“ entgegnete Mairose mit ihrer sanften Stimme; „aber ich meine, daß es un-

dankbar wäre, noch über etwas Anderes klagen zu wollen. Es ist mir ja immer gut gegangen."

„Gut gegangen! — Das nennt sie gut gehen!" rief der Baron, die Hände zusammenschlagend. — „O, wie werden Sie sich erst da befinden, wenn ich —"

Ein ermahnender Blick der Katze unterbrach ihn bei diesen Worten; aber Rose sagte:

„Ja wohl, mein Herr; es ist mir sehr gut gegangen. — Selbst fremde Leute sind immer freundlich und liebreich gegen mich gewesen, und ich glaube daher auch gar nicht, daß es so viele böse Menschen giebt, als man mir oft genug gesagt hat. — Auch Sie behandeln mich wieder so freundlich, Madame."

Das kindliche Zutrauen, welches in diesen Worten lag, hätte auf ein minder verstocktes Gemüth, als das der Katze gewiß härter gewirkt, als der schärfste Vorwurf; dieses verstockte Weib erwiederte indessen ruhig:

„Es ist ja nur Christenpflicht, einander zu helfen, mein liebes Kind, und es soll mich freuen, wenn ich wirklich etwas für Sie thun kann."

„Ja wohl, und ich werde auch etwas für Sie thun, oder für Ihren Bruder vielmehr;" sagte der Baron."

„Ich werde Ihnen sehr viel Dank dafür schuldig sein, Herr Baron."

„Nicht doch, mein schönes Kind; man muß Niemandem etwas schuldig bleiben; keine Schulden, durchaus nicht."

Und während der Herr von Bok selbst gefällig über diese schöne Wendung lächelte, warf er der Katze einen Blick zu, der die Frage auszudrücken schien, ob er es so recht gemacht habe.

Rose erwiederte indessen nichts auf diese Bemerkung, sondern setzte ruhig ihre Arbeit fort, während sie mit sich selbst nicht recht einig werden konnte, ob sie diesen Mann, der versprochen hatte, für ihren Bruder zu sorgen, dafür mit freundlichen Augen ansehen solle,

oder nicht; als derselbe aber endlich aufstand und zu der Katze sagte, daß er gehen wollte, um sich nach dem Befinden seiner Braut zu erkundigen, grüßte sie ihn mit größerer Artigkeit bei'm Fortgehn, da sie sich sagte, daß sie selbst nichts zu befürchten haben könnte, wenn dieser Herr eine Braut hätte, und dieser Gedanke trug nicht wenig dazu bei, ihr argloses Gemüth zu beruhigen.

XXIII.

Die Geschwister.

Da die Katze weniger den Zweck der Arbeit, als den von uns erwähnten im Auge gehabt hatte, als sie die kleine Näherin zu sich beschied, wurde Rose bereits zu einer weit früheren Stunde von ihr entlassen, als dies sonst von den übrigen Personen geschah, bei denen die Kleine arbeitete. Erfreut darüber, noch einige Zeit für sich übrig zu haben, die sie dazu anwenden wollte, um ihrem Bruder die Nachricht zu bringen, daß er wahrscheinlich einen guten Dienst bei dem Herrn Baron finden würde und es ja nicht versäumen möchte, sich am folgenden Tage dorthin zu begeben, eilte sie zunächst nach ihrer Wohnung, um sich bei ihrer Wirthin zu erkundigen, ob etwa neue Bestellungen für sie eingegangen wären, so daß sie vielleicht noch einige andere Gänge zu besorgen hätte.

Mit Leichtigkeit stieg sie die drei dunklen, von keiner Lampe erleuchteten Treppen hinan, die so morsch und baufällig waren, daß sie selbst unter ihrer elastischen Berührung ächzten und stöhnten, und klopfte endlich an die Thür ihrer Wirthin, von der sie das kleine,

einfenstrige Vorderstübchen abgemiethet hatte, welches sie ihre Wohnung nannte. Man öffnete.

„Guten Abend, Frau Kindel;“ sagte Rose, aber dann stieß sie einen Ruf freudiger Ueberraschung aus, als sie einen jungen Menschen erblickte, der mit dem Rücken der Thür zugekehrt, im Zimmer gesessen hatte, und sich umwendete. — „Ah, Du bist hier? — Mein lieber, lieber Anton.“

Es war der junge Mensch, den wir in dem Keller des alten Matthes in Gesellschaft des blassen Johann gefunden haben.

Die beiden Geschwister umarmten einander; aber ein aufmerksamer Beobachter hätte bemerken können, daß der junge Mann die Zärtlichkeit seiner Schwester nur duldete, sie nicht erwiederte.

„Ach, wie prächtig trifft sich das doch, daß Du grade hier bist und ich heut so früh nach Haus gehen konnte;“ rief Rose erfreut. „Ich wollte Dich aufsuchen, denn ich habe Dir etwas sehr erfreuliches mitzutheilen; nun aber können wir den ganzen Abend beisammen sitzen. Ich werde gleich Feuer anmachen und Thee für uns Beide machen. Zucker habe ich noch zu Haus, und etwas Rum will ich auch für Dich holen; ich weiß, Du trinkst das gern. — So, nun komm herein.“

Sie hatte während dieser Worte die Thür ihres Zimmers aufgeschlossen, und die kleine, saubere Lampe, mit grünlackirtem Schirm angezündet.

Es war ein kleines, recht sehr ärmlich aussehendes, aber doch allerliebstes Stübchen, welches Rose bewohnte, so klein und schmal, daß es wirklich schwer wurde, sich darin umzuwenden, besonders wenn man nichts von der Beweglichkeit der jugendlichen Bewohnerin besaß.

An einer der Seitenwände stand ein Sopha, ein kleines, mit Seegras hartgepolstertes Sopha, mit einem verschossenen, großblumigen Zeuge überzogen, und so schmal, daß kaum zwei Personen neben einander darauf sitzen konnten; neben diesem Sopha, und so dicht

daran anstoßend, daß man keine Hand dazwischen legen konnte, stand das Bett, einfach ohne viele Kissen und große Vorhänge, eine Decke von weißem Zeuge darüber gebreitet; aber auf dieser Decke war kein Fleckchen, keine Falte zu sehn, sie sah so glatt, so klar, so freundlich aus, wie die unschuldsvolle Stirn des lieblichen Geschöpfes; und es möchte in der That schwer sein, einen passenderen Vergleich dafür aufzufinden.

Ueber dieses Bett hing, in vergoldetem Rahmen und mit Glas überzogen, ein Stückchen blaues Glanzpapier, auf welchem mit goldenen Buchstaben ein Vaterunser in Kreuzesform gedruckt war, und wir glauben, daß das prächtigste, erhabenste Altargemälde kaum einen tieferen Eindruck auf den Beschauer gemacht haben dürfte, als den, welchen dies einfache Blättchen Papier hervorbrachte, so demüthig und schlicht an der nackten Kalkwand hängend. —

Dann waren noch an Meubles in diesem Stübchen eine kleine Kommode, die dem Bette gegenüber, und ein viereckiger, wachstuchbezogener Tisch, der dem Sopha gegenüberstand, so daß zwischen beiden hinlänglicher Raum für das Oeffnen der Thür übrig blieb. Auf der Kommode sah man mehre sehr alte, vergoldete Tassen, aus denen hin und wieder ein Stückchen herausgestoßen war, eine kleine Kaffee- und eine Theekanne, aus irgend einer räthselhaften, sehr braunen und glänzenden Masse bestehend; außerdem ein Milchtöpfchen und einen kleinen, grünlackirten Zuckerkasten. Ganz hinten an der Wand, und dieser Kommode zur besonderen Zierde dienend, stand unter einem Glasgehäuse ein Crucifix aus Ebenholz und Elfenbein, sehr sauber und schön ausgeschnitten, ein merkwürdiges Kunstwerk, welches Rose ebenfalls von ihrer Pflegemutter ererbt hatte und welches sie mit nicht wenig Stolz ihren Freundinnen zeigte, wenn eine derselben vielleicht des Sonntag Nachmittags zum Besuch kam.

Ueber dieser Kommode hing der Spiegel, klein, ungeschickt aussehend in dem von Hitze und Kälte schief gezogenen, wurmzerfressenen

Rahmen, aber gutmüthig und freundlich um sich blickend, wie ein kleiner, buckliger Knabe, mit hübschen, blauen Augen, der sich von seinen Spielgenossen, die ihn auslachten und verhöhnten, fortgeschlichen hat, und nun allein auf der steinernen Treppe seines Hauses sitzt, und sein Vesperbrod mit einem kleinen Hündchen theilt, welches eben so freundlich zu ihm hinaufblickt.

Neben der Kommode stand der Ofen, und von diesem bis zu der Wand, an welcher das Bett, war eine Gardine von grünem Zeuge angebracht, hinter der die wenigen und einfachen Kleider des jungen Mädchens hingen; einige Stühle vollendeten die ganze Ausstattung des Zimmers, wenn wir nicht noch von dem Fenster reden wollen, mit seinen kleinen, in Blei gefaßten, aber so sauber abgewaschenen Scheiben, mit den weißen Vorhängen und den kleinen bronzenen Gardinenhaltern, und vor Allem mit den lustigen, grünen Blumen, die mit so natürlichem, ungekünsteltem Geschmack auf dem Fensterbrett standen, und auf einem kleinen, grün angestrichenen Blumentritt, wie in einem kleinen Treibhause, so daß man sich gar nichts hübscheres denken konnte.

Ohne indessen auf diese anmuthige Umgebung zu achten, setzte sich der Bruder der kleinen Näherin mürrisch und verdrießlich, mit nachdenklichem Gesicht, in die eine Ecke des Sophas, während Rose mit emsiger Behendigkeit darüber her war, Feuer in den kleinen Ofen zu machen, zu welchem Zweck bereits einige Stücke Tannenholz hinter der Röhre lagen. In wenigen Minuten knisterte und knallte die lodernde Flamme bereits hell und behaglich, die Kleine schob einen Topf mit Wasser hinein, und schloß dann die Ofenthür, einige Augenblicke zufrieden auf das lustige Geklapper horchend, welches der durch die Flamme verstärkte Luftzug hervorbrachte, indem er tactmäßig gegen die eiserne Thür hämmerte, auf jenes lustige Geklapper, welches gewiß schon bei einem Jeden von uns so behagliche Gedanken hervorgerufen, wenn wir es an einem recht naßkalten Winter-

abend, untermischt mit dem Sausen des Windes, der den Regen klatschend gegen die Fenster treibt, gehört haben.

„Aber was ist Dir nur Anton?“ sagte Rose, als sie ihre Beschäftigung geendet hatte und sich nun zu ihm umwendete, während sich ängstliche Besorgniß auf ihrem Gesicht ausdrückte. „Es ist Dir doch nichts Unangenehmes zugestoßen? Mein Gott, es wäre schrecklich. — Oder bist Du krank? — Ich bitte Dich, sage mir, was Dir fehlt, mein lieber, lieber Bruder.“

Und während sie sich neben ihn setzte, nahm sie seine Hand in die ihre und strich ihm mit der andern das verworrrne Haar aus der Stirn, ihn mit sorgendem Blicke forschend anschauend. Der junge Mensch schlug sein trübes, blaugerändertes Auge vor diesem Blicke nieder, seine Hand zitterte wie im Fieberfrost und er zog sie aus der der Schwester zurück; er liebte dieselbe eben so, wie sie ihn liebte, doch er wußte und fühlte, daß seine Berührung diese unschuldigen Finger besudle.

„Ich bitte Dich, lieber Anton, sage mir, was Dir fehlt;“ fuhr indessen Rose fort, nach seinen beiden Händen greifend und dieselben ungeachtet seines Widerstrebens festhaltend. „Du bist krank. Du mußt krank sein, auch wenn Du es vielleicht selbst nicht weißt; aber ich sehe es Dir an, und Du mußt morgen ganz früh zum Doctor gehn. — Hörst Du, ich bitte Dich.“

„Du bist eine Närrin, Rose. — Ich werde doch wohl wissen, ob ich krank bin oder nicht. Ich bin ganz gesund; gewiß, meine Liebe.“

„Es ist nicht wahr. Du siehst sehr elend aus. — Denke nur, mein lieber Anton, wenn Du sterben solltest und ich so ganz allein bliebe, was sollte aus mir werden. Ich habe ja Niemand, den ich lieben könnte.“

„Ach, es stirbt sich nicht so schnell; — und ich kann Dir nochmals die feste Versicherung geben, daß mir vollkommen wohl ist.“

Rose sah ihn zweifelnd an; seine fieberhaft gerötheten Wangen, seine zurückgesunkenen Augen verriethen das Gegentheil. Da sie indessen sah, daß er entschlossen schien, nichts weiter zu sagen, schwieg sie und wendete sich ab, um ein Paar große Thränen zu verbergen, welche sich aus ihren Augen drängten. —

Arme Kleine! — Sie hatte Niemand auf der ganzen weiten Erde, an den sich ihr Herz angeschlossen, Niemand, den sie liebte, als ihren Bruder; aber da war etwas, das sich störend zwischen Beide gedrängt hatte; sie wußte nicht was, doch Anton war ein ganz anderer Mensch geworden in den wenigen Monaten, seitdem er von dem Herrn fort war, bei welchem er zuletzt gedient hatte. Er kam nicht mehr wie sonst, so oft er konnte, um sie zu sehen, und er hatte doch jetzt mehr Zeit als früher, und wenn er kam, war sein Betragen kalt, der gewohnten Herzlichkeit entbehrend, er schien sich nicht mehr so wohl in ihrer Nähe zu befinden, als dies früher der Fall gewesen, und er eilte jedesmal bald wieder fort, sie zu verlassen.

Als er indessen jetzt die Thränen seiner Schwester bemerkte, wendete er sich mit der alten Lebhaftigkeit zu ihr, und der Ton seiner Stimme kam wie ehemals aus dem Herzen heraus, als er sagt

„Du weinst Rose? — Mein Gott, ich habe doch nichts gesagt, was Dich traurig machen könnte. Bist Du bös auf mich. — Ich bitte Dich, beruhige Dich, meine liebe Schwester.“

Diese wenigen Worte, aber auf eine Weise gesprochen, die von seinem früheren, kalten Benehmen so weit verschieden war, reichten hin, die Kleine wieder freundlich zu stimmen.

Sie lächelte unter ihren Thränen hervor.

„Siehst Du Anton, so mußt Du mit mir sprechen,“ sagte sie ihn küssend. „Ich bin die ganze Zeit immer sehr traurig gewesen, weil Du gar kein freundliches Wort für mich hattest; aber nun ist

ist Alles wieder gut, und nun will ich Dir auch etwas sagen, was Dich sehr freuen wird.

„Du hast schon vorher davon gesprochen. — Was ist es?"

„Ich habe einen Dienst für Dich gefunden. Eine sehr gute Stelle!"

„Einen Dienst? — Weiter nichts."

„Weiter nichts, sagst Du? Ich denke Wunder, wie Du Dich da freuen wirst. Es ist noch dazu bei einem so reichen Herrn."

Der junge Mann schwieg einige Minuten. Der herzliche, freundliche Ausdruck seines Gesichts war verschwunden, und er sah so mürrisch und verdrießlich nachdenklich aus, wie vorher.

„Ich will Dir sagen, Rose;" nahm er endlich das Wort. „Es kommt bei dem Dienen nichts heraus. Es ist mir zuwider.

„Aber mein Gott, was willst Du denn beginnen."

„Ich weiß es selbst nicht. Ich möchte Berlin verlassen und mein Glück anderswo versuchen."

„Anderswo? — Ich verstehe Dich nicht Anton."

„Glaub's wohl. — Ich möchte nach Frankreich gehen, oder nach Spanien und dort Soldat werden."

„Anton! — Und was sollte da aus und werden, wenn Du fort bist?"

„Je nun, ich werde wieder kommen; und dann bringe ich viel Geld mit und bin ein großer Mann geworden. Du glaubst nicht, welche erschreckliche Beute man im Kriege machen kann. Mir hat's einer von meinen Bekannten erzählt."

„Ach das sind wunderliche Reden, die Du heut führst;" sagte Rose mit erkünstelter Lustigkeit. „Wenn Du nach Frankreich reisen willst, mußt Du viel Geld haben, sehr viel Geld, und Du hast keins."

„Wenn ich reisen werde, wird auch Geld da sein:" erwiederte Jener. —

„Anton," sagte Rose sehr ernsthaft; „ich weiß nicht, was ich

Dir darauf antworten soll; ich bin ein Mädchen und weiß nicht, wie es in der Welt hergeht; aber Du bist nicht mehr, wie Du früher warst; — gewiß nicht."

„Ich bin's noch, aber Du hast Dir ein seltsames Betragen angewöhnt. Bei jeder Gelegenheit willst Du meine Erzieherin spielen."

Der junge Mensch hatte diese Worte rauh und barsch herausausgestoßen. Rose fühlte sich bitter und schmerzlich dadurch berührt; sie hatte es ja so gut, so liebevoll mit ihm gemeint, und es war das erste Mal, daß sie solche harte Zurücksetzung von ihm erfahren. Ohne indessen auf jene Rede etwas zu erwiedern, stand sie auf, um ihre Vorbereitungen zu dem einfachen Abendessen zu vollenden, indem das „Singen" des Theekessels anzeigte, daß das Wasser dem Sieden nahe sei. Nach wenigen Minuten dampfte auch die Theekanne auf dem Tisch, und nachdem Rose auch die übrigen Bestandtheile des kleinen Mahles geordnet, nahm sie wieder neben dem Bruder Platz; aber es wollte Beiden nicht recht munden, denn es fehlte ihnen ja das, was so oft ihre noch weit kärglicheren Mahlzeiten gewürzt hatte. —

Beide sprachen nur wenig und als es von dem Thurme der nahgelegenen Nikolai Kirche sieben Uhr schlug, stand Anton auf.

„Willst Du schon gehn?" fragte Rose schüchtern.

„Ich muß. Ich habe einem Bekannten versprochen, noch zu ihm zu kommen; — man muß Wort halten."

„Ach Anton," fuhr Rose fort; „wie glücklich haben wir doch zusammengelebt, als Du noch keine andere Bekannte hattest."

„Ich halte es für sehr gut, Freunde zu haben; sie können einem viel nützen, wenn man vorwärts kommen will."

„Du wirst aber doch morgen zu dem Herrn hingehn, von dem ich mit Dir vorher gesprochen habe, nicht wahr? — Er ist sehr reich,

wie man mir gesagt hat, und vielleicht gefällt es Dir doch bei ihm. — Nicht wahr, Du gehst hin!“

„Ich will es mir überlegen, und Dir morgen früh noch ehe Du ausgehst, Bescheid sagen;“ erwiederte Jener durch die liebevolle Freundlichkeit seiner Schwester gerührt; aber da eine solche Unterhaltung wenig zu dem paßte, was er noch heut Abend vorhatte, fügte er hastig hinzu, daß er jetzt keine Zeit habe, weiter darüber zu sprechen, sondern nothwendig gehen müsse, da man ihn erwarte.

Rose machte keinen weiteren Versuch, ihn zurück zu halten, sie sah die fieberhafte Ungeduld, mit welcher er die Thür hinter sich zu haben wünschte, und griff nach der Lampe, ihm die Treppe hinabzuleuchten.

„Adieu Anton!“ rief sie ihm nach unten zu.

„Adieu Rose.“

Und die Kleine trat zurück und verschloß die Thür hinter sich.

Dann setzte sie sich, nachdem sie das Geschirr bei Seite geräumt, nieder, um zu arbeiten. Aber es wollte nicht gehen. Die Hand, in welcher sie die Nähnadel hielt, zitterte, ihre Augen waren feucht und von den verhaltenen Thränen verdunkelt. Sie wußte es selbst nicht, warum ihr so bange um's Herz war. Ihr Bruder hatte sie schon seit längerer Zeit so vernachläſſigt, sie hatte gehört, daß er sich in einer Gesellschaft bewege, die wenig für ihn passe, es war nicht das erste Mal, daß sie ihm Vorstellungen darüber gemacht, aber dennoch hatte sie sich nie so unglücklich und verlassen gefühlt, als grade heut.

Endlich legte sie sich zu Bett. Sie vergaß nie, ihren Bruder in das Gebet mit einzuschließen, welches sie vor dem Schlafengehen mit kindlich frommen Herzen zu sprechen gewohnt war; an diesem Abend aber that sie es mit besonderer Inbrunst, sie vergaß sich selbst ganz und gar, sie betete nur für ihn.

XXIV.

Zur schönen Mohrin.

Welch ein Unterschied zwischen dem kleinen, frommen Stübchen der Schwester und dem Orte, welchen Anton jetzt aufsuchte!

Dies war das Haus, welches wir schon einmal mit demselben Namen bezeichnen hörten, welcher die Ueberschrift dieses Kapitels bildet, eins jener Häuser aus denen sich die ekle, schmutzige Gasse zusammensetzt, in welcher Cartentierce und Davernay ihr Rendezvous mit dem Schuhmacher gehabt hatten.

Dieser Ort gehört zu der am Meisten untergeordneten Klasse seiner Gattung. Die Gast-Stube, ein großes, unheimlich aussehendes Gemach, wird durch einen alten, schäbigen Kronenleuchter erhellt, welcher aus geschliffenen, aber trüben, vom Tabacksrauch blind gemachten Glassteinen besteht, die an vielen Stellen zerrissen und unordentlich umherhangen. Auf den vier Messingarmen dieses Leuchters, die eben so schmutzig, rostig und bestäubt aussehen, steckt eine gleiche Anzahl von gelben Talglichtern, die sich einen schlechten Spaß daraus zu machen scheinen, das Fett auf die Kleider der unter dem Leuchter vorübergehenden Personen herabträufeln zu lassen, etwa

wie ein alter Hagestolz, der sich über das lustige Geschrei der Kinder vor seiner Hausthür ärgert, und einen Topf Wasser auf sie ausleert, um sie zu verjagen. Diese vier Lichte, verbunden mit dem trübseligen Schein einer eben so trübseligen Wandlampe, die an dem Schenktisch angebracht ist, verbreiten grade so viel Helligkeit in dem Zimmer, daß man nothdürftig die einzelnen Gegenstände unterscheiden kann. Die beiden Fenster sind mit dunkelrothen Gardinen geziert, an denen Franzen hängen, deren Farbe nur ein sehr geübter Alterthumsforscher für gelb halten würde; zwischen diesen Fenstern hängt ein großer Spiegel, ebenfalls sauertöpfisch und mißvergnügt d'reinschauend, wie ein alter, blinder Philosoph, der sich satt gesehen, an dem lasterhaften Treiben der Welt, und an jenes sinnige Märchen von dem wunderbaren, venedischen Glasbecher erinnernd, welcher hell und durchsichtig war, wie Krystall, aber wenn man Gift hineingoß, wurde er trübe und zersprang. — —

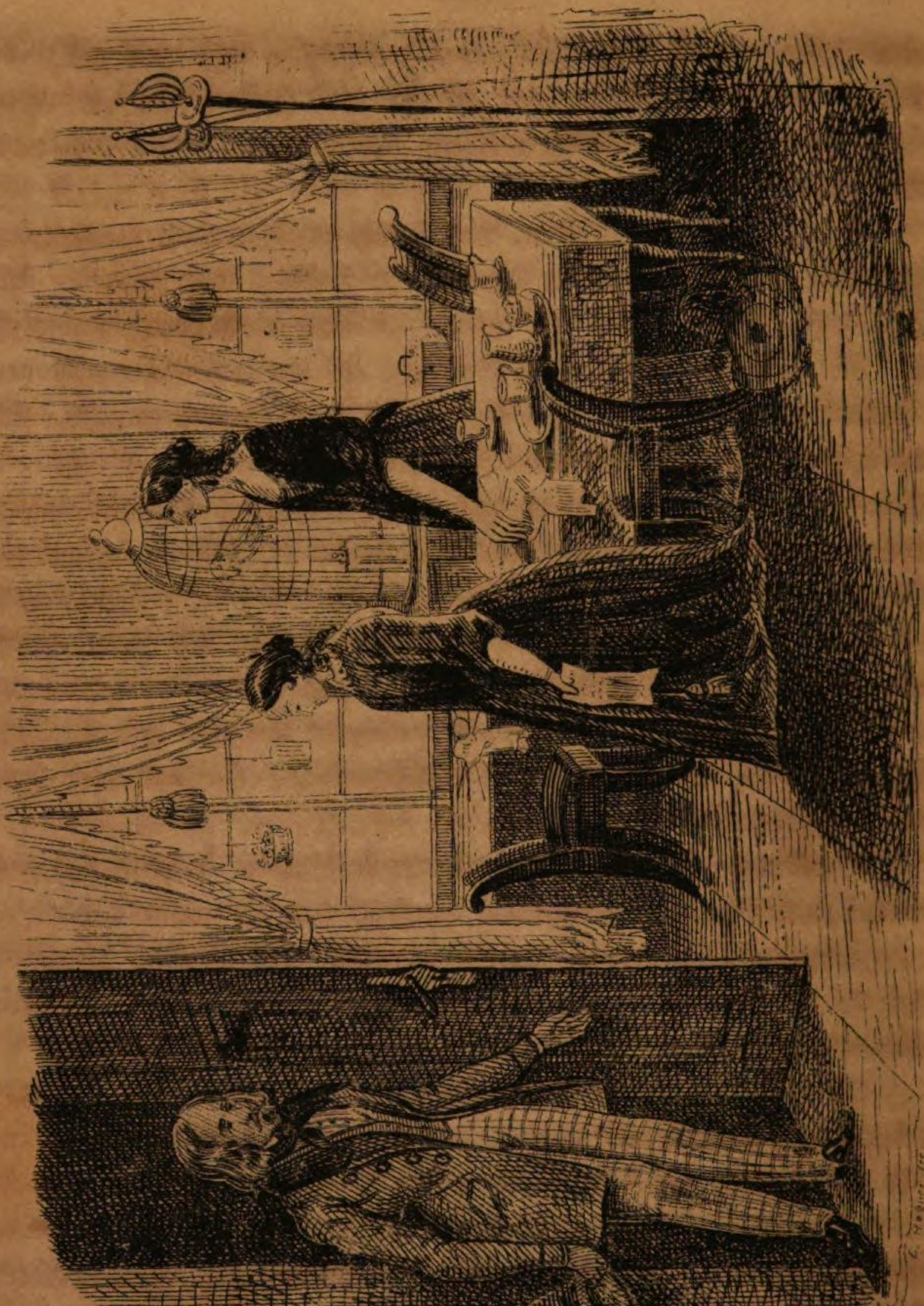
An der der Thür gegenüber liegenden Seite der Wand ist eine große, plumpe Landschaft gemalt, die sich aus sehr hohen Gebirgen und tiefen Thälern zusammensetzt; auch ein See ist da, ein großer, grauer, bergbekränzter See, mit starrer, todter Oberfläche; eine Gesellschaft fährt auf diesem Wasser spazieren, aber ein Kind ist über Bord gefallen, ein kleiner Fuß taucht noch ein wenig über die Wellen empor, und man sieht die Mutter über den Rand des Bootes gebeugt, im Begriff sich dem Versinkenden nach zu stürzen, während ein Mann, wahrscheinlich der Vater, den Rock abwirft, um leichter schwimmen und seinen kleinen Liebling gewisser retten zu können. — Aber wenn man dies Bild ansieht, hat man keinen versöhnenden Gedanken an Rettung. — Man fühlt, daß das Kind verloren ist in diesem trägen, schmutzigen Wasser; — und wer weiß, woran der Maler vielleicht gedacht hat, als er dies trübe Bild mit zitternder Hand gezeichnet.

Auf der noch übrigen Seite des Zimmers steht der Ofen; ne-

ben dem Ofen der Schenktisch. Dieser Tisch unterscheidet sich durch nichts von dem Büffet eines anderen Ortes, abgesehen von seinem sehr unscheinbarem Aussehn, welches vollkommen zu der übrigen Einrichtung des Zimmers paßt. Sehr viele Leuchter, mit halb heruntergebrannten, aber ausgelöschten Lichten, stehen in der einen Ecke dieses Tisches, neben einer angezündeten Kerze, und so oft eins der anwesenden Mädchen eins dieser Lichte anzündet und mit einem der Gäste das Zimmer verläßt, macht die daneben sitzende Wirthin einen Strich auf die vor ihr liegende Schiefertafel. — Es ist eine ganz einfache, oft wiederholte Bewegung; aber der Tafelstein fährt mit unheimlich kreischendem Geräusch über die glatte Fläche des Schiefers; es ist der gleiche Ton, welchen man, wie die schauerliche Volkssage erzählt, um Mitternacht an einem Grabe hört, wo sie einen Scheintodten begraben haben.

Die Gesellschaft, die sich an diesem Orte befindet, besteht zunächst aus der Wirthin, einem dicken, aufgedunsenem, gleichgültig aussehendem Weibe, mit einer sehr großen, bandverzierten Haube. Neben der Thür sitzt der Marquer, ein junger, kräftiger Bursche, mit einem rohen, gemeinem Gesichte und sehr großen Fäusten. Er hat weniger das Geschäft der Aufwartung zu besorgen, als auf die an einem solchen Orte so nöthige Ordnung zu sehen, und die Gäste, welche sich aus der einen oder der anderen Ursache der bestehenden Ordnung nicht fügen wollen, zur Ruhe oder zur Thür hinaus zu weisen, weshalb er auch den dieser Beschäftigung entsprechenden, sehr charakteristischen Beinamen „der Rausschmeißer“ führt.

Die übrigen Personen, die sich außerdem hier bewegen, sind zusammengesetzt aus einem Dutzend, oder mehr jener unglücklichen Geschöpfe, die mit dem hier priveligirten Laster ein Gewerbe treiben, aus einer gleichen Anzahl, liederlich und roh aussehender Männer, Handwerkern, Soldaten und Anderen, die auf den schlechten Stühlen und Bänken umhersitzen, auf den vor ihnen stehenden Wachs-



tuch überzogenen Tischen Bier und Branntwein, auch wohl ein Glas Punsch, wenn der Zustand ihrer Börse einen solchen Luxus erlauben sollte, während jene Mädchen theils neben ihnen, theils auf ihrem Schooße sitzen.

Noch ist dort ein kleiner, pockennarbiger, blasser Kerl, in einem schwarzen, bis an den Hals zugeknöpften Leibrock und grauen, sehr schmutzigen Beinkleidern, der gleichfalls diesem Orte eigenthümlich ist. Er hat eine abgegriffene Guitarre an einem fleckigen, blauen Bande um den Hals hängen, auf welcher er mit einer einzigen, sich immer wiederholenden Melodie, er kennt nur diese eine, die zotigen Lieder accompagnirt, die er mit seiner heiseren, schwindsüchtigen Stimme hervorgurgelt, und in die zuweilen der tobende, schreiende Chor der Anwesenden mit bachantischer Lust einfällt. Er hat seinen bestimmten Platz unfern des Schenktisches, da er sich jeden Abend hier einfindet, und er verläßt diesen Platz nur von Zeit zu Zeit, um auf einem sehr kleinen Stückchen Notenpapier von den neuangekommenen Gästen eine Silbergroschen-Vergütigung für das einzusammeln, was er Musik nennt.

Denkt man sich nun diese Scene mit einem dichten Tabacksdampf verhüllt, aus welcher bei der spärlichen Beleuchtung die einzelnen Gegenstände um so ungewisser und räthselhafter hervortreten, so hat man ein treues Bild von diesem schrecklichen Orte, welchen der unglückliche junge Mann betrat, dem wir hieher folgten.

Er schien ein sehr häufig gesehener Gast zu sein, denn er nickte der Wirthin, dem Guitarrespieler und dem „Rausschmeißer" vertraulich zu, hängte seine Mütze an einen Nagel und bestellte sich ein Glas Weißbier, während eines der Mädchen, das vorher allein in einer Zimmerecke gesessen, sich ihm näherte und zu ihm setzte, nachdem sie das von der Wirthin eingegossene Bier ihm gebracht.

„Bezahle Du das Bier, Nanny," sagte der junge Mensch; „ich habe wahrhaftig keinen Groschen bei mir."

„Du hast jetzt auch nie etwas," entgegnete Jene. „Du weißt wohl, wie lieb ich Dich habe und wie gern ich Alles bezahlen möchte, aber ich bin ja selbst nur arm und der Wirthin noch viel schuldig."

Anton warf ihr einen trotzigen, drohenden Blick zu, der seine jugendlichen Züge häßlich entstellte.

„Bezahle nur heute noch," sagte er dann sanfter. „Morgen werde ich gewiß Geld haben."

„Das hast Du mir schon jeden Tag gesagt."

„Nur heut noch, hörst Du? bezahle es, wenn Du mich liebst."

Es scheint eine entsetzliche Profanie unserer schönsten Gefühle, an einem solchen Orte von Liebe sprechen zu hören; aber mag es auch unglaublich klingen, so ist es doch wahr, und oft genug durch den Beweis bestätigt, daß ein so erbärmlich tiefgesunkenes Weib dennoch lieben kann, heiß, fest, aufopfernd, Elend und Kummer ertragend, lieben bis zu der fürchterlich wahnsinnigen Höhe des Selbstmords, wenn sie den nicht besitzen kann, der ihr theuer geworden ist, oder wenn derselbe sie treulos verläßt. Es ist dies eins jener merkwürdigen Geheimnisse des weiblichen Herzens, in dessen unermeßlicher Tiefe so manche schöne, köstliche Perle verborgen ruht, glänzend und hellleuchtend, wenn sie an's goldene Sonnenlicht gefördert ist, aber oft genug verloren und versunken in dem modernden, entsetzlich widerlichem Schlamme des Lasters.

Das Mädchen bezahlte indessen das Bier von ihren jämmerlichen Ersparnissen und setzte sich wieder zu Anton.

„Aber wo willst Du morgen das Geld herbekommen, Anton?" fragte sie mit leiser Stimme. „Du hast jetzt keinen Herrn und arbeitest nicht; — wie willst Du etwas verdienen?"

„Das ist meine Sache!" erwiederte Jener barsch, indem er sich einen männlichen Anstrich zu geben suchte.

„Du gehst jetzt seit einigen Tagen — und ich habe es Dir schon immer 'mal sagen wollen —" fuhr Nanny fort, „ich sage, Du gehst

häufig mit dem Menschen, den sie den blassen Johann nennen. Ich will nicht hoffen, daß er es ist, der Dir Arbeit versprochen hat."

„Und wenn er es nun wäre?"

„Um Gotteswillen nicht. — Laß Dich ja nicht mit ihm ein. Es ist ein Dieb, wie sie Alle sagen."

„Die Leute sagen viel, was nicht wahr ist," versetzte Anton finster; „ich bin selbst klug genug, um meine Bekanntschaften wählen zu können."

„Glaube das nicht. — Ich bitte Dich, lieber Anton, geh' nicht mehr mit ihm. — Hörst Du wohl?"

„Ich bin sogar hierher gekommen, um ihn hier zu treffen. Wir wollen nachher zusammen fortgehn."

„Fortgehn? — Heut noch?" sagte das Mädchen, den jungen Menschen forschend anblickend; „ich bitte Dich um Alles in der Welt, thu' es nicht. Du machst Dich unglücklich. — Es wird ja noch ein anderes Mittel geben, durch welches Du Deinen Unterhalt erwerben kannst. Ich habe noch ein paar Sachen oben, die ich morgen früh in's Leihhaus schicken will, und das Geld wird hinreichend sein, bis Du ein anderes Unterkommen gefunden hast; — Du mußt Dir nur ernstliche Mühe geben."

Die Unterhaltung Beider, bis zu diesem Punkt geführt, wurde indessen durch den Eintritt eines Gastes unterbrochen, dessen Erscheinung, er war sehr fein und elegant gekleidet, allerdings dazu geeignet war, die Aufmerksamkeit an diesem Orte zu erregen.

Dies war kein Anderer als der Banquier Aaron Levin.

Der Banquier trat an den Schenktisch und bestellte sich ein Glas Wasser mit Zucker, dann wechselte er einige Worte mit der Wirthin und setzte sich in eine Ecke des Zimmers, wo er weniger beachtet werden konnte.

Kaum hatte er Platz genommen, so trat der blasse Johann ein.

Er setzte seinen Hut auf den Tisch und trat dann, nachdem er Anton gesehen, an denselben heran.

„Guten Abend, mein Junge; nun, wie gehts Dir?" sagte er, ihm die Hand reichend. „Es freut mich, daß Du so pünktlich Wort gehalten hast, und wir wollen uns auch durchaus nicht lange aufhalten. — Alle Teufel, wer ist der? — Was will der hier?"

Seine im Zimmer umherschweifenden Blicke waren auch auf den Banquier gefallen, den er vorher nicht bemerkt hatte.

„Sollte es vielleicht ein Vigilant sein? Kennst Du ihn nicht?" fuhr er, sich an das Mädchen wendend, fort.

„Nein, ich kenne ihn nicht," erwiederte diese verdrießlich. „Und ich habe auch nicht nöthig, mich vor einem Vigilanten zu fürchten."

Der Blasse schien indessen diese letzten Worte ganz zu überhören, oder achtete vielmehr nicht darauf, sondern fuhr fort, den Banquier zu beobachten.

In dem nämlichen Augenblick öffnete sich abermals die Thür; eine Frau trat herein. Sie trug einen sehr breiten und flachen Korb an einem Bande, das zu beiden Seiten desselben befestigt war, um den Hals, etwa wie ein Tabuletkrämer seinen Kasten. In diesem Korbe befanden sich sehr kleine und sehr alte Stücke Kuchen, Fleischpasteten, Butterbretzeln, Bonbons und gebrannte Mandeln.

Die Frau ging der Reihe nach bei den anwesenden Gästen umher, ihre Waaren zum Kauf anbietend; als sie zu dem Blassen gekommen war, sagte dieser:

„Guten Abend, Line. — Nun, wie gehts Geschäft? Schlecht, nicht wahr? — Nun, wir werden bald einmal wieder zusammen Geschäfte machen, und Du sollst wieder unsere Wirthschaft führen."

Diese Frau war mit dem Weibe, welches wir in dem Keller des Hauses der Karlstraße gesehen haben, ein und dieselbe Person.

---

*) Geheimer Polizei-Officiant.

„Da ist auch wenig d'ran gewesen, und was wir verdient haben, ist längst weg," erwiederte sie lächelnd.

„Wird wieder kommen, meine Süße, wird wieder kommen. Was macht Choffsche Tate?"

„Der liegt und schläft, wie ein Murmelthier den ganzen Tag über und läßt uns arbeiten. Aber" und ihre Stimme wurde bei diesen Worten so leise, daß der Blasse sein Ohr vorbeugen mußte, um sie zu verstehen; „aber was ist denn aus der Geschichte mit dem Nepper geworden, den wir den letzten Abend vorhatten. Hast Du ihn noch nicht wiedergesehen?"

„Heut erst. — Er war mit dem Schuhmacher neben an bei Matthes, um zu frühstücken."

„Haben sie noch nichts zusammengemacht?"

„Ich weiß nichts bis jetzt. — Obgleich ich glaube, daß der Schuhmacher gestern irgend wo gearbeitet hat."

„Nicht doch. Da bist Du im Irrthum. Er war gestern Abend bei uns und hat mit Lampert Karten gespielt. Dann ist er nach Hause gegangen, ich weiß es genau."

Die Frau wollte nicht, daß der Blasse etwas von dem Einbruch des verwichenen Abends erfahren sollte.

„Ich glaube, er denkt ganz allein mit ihm arbeiten zu können," nahm der Blasse das Wort; „aber er irrt sich gewaltig. Wir werden ihn brennen *), so wie wir etwas hören. — Uebrigens war noch einer da, den ich nicht kannte, der mir aber ein Freund des Neppers zu sein schien. — Die Kerls sehen gut genug aus, um selbst einem klugen Jungen durch die Finger zu gehen. — Aber weißt Du nicht, wer der ist?"

Er deutete bei diesen Worten auf den Banquier, den das Weib bisher noch nicht gesehen.

*) Man vergl. oben.

„Der?“ fragte sie sichtlich zusammenschreckend; „mein Gott, was mag er hier wollen?“

„Du kennst ihn? Ist's ein Vigilant?“ fuhr Jener dringend fort.

„Nein, 's ist keiner. Aber ich kenne diesen Mann, er ist hier, um mit mir zu reden.“

„Um mit Dir zu reden? — Was will er?“

„Ich darf es Dir nicht sagen. Es ist ein Geheimniß. — Laß mich, hörst Du?“

„Sie wendete sich bei diesen Worten von ihm ab und trat zu dem Banquier, der vollkommen ruhig und gleichgültig sitzen blieb, bis sie an ihn herangekommen war und ihm von ihren Waaren zum Kauf anbot.“

„Es ist ein Geheimniß?“ sagte der Blasse zu sich selbst. — „Sie kann mir's nicht sagen? — Nun, um so besser, ich werde es doch erfahren. Anton, mein Junge, rück' mal hier dicht an mich heran, aber sieh mich nicht dabei an. — So. — Nun steh' auf und tritt an den Ofen mit einem ganz gleichgültigen Gesicht und höre' was das Kuchenweib mit dem Herrn da spricht. — Aber schnell. — Wenn sie es auch merken, so wird doch die Unterredung gestört sein;“ fügte er im Selbstgespräch hinzu, als der junge Mensch bereits aufgestanden und erst an die Schenke herangetreten, dann an den Ofen hingegangen war.

Aber Jene mußten diese Absicht durchschaut haben, und die wenigen Worte, welche sie gewechselt, schienen ihnen hinreichend gewesen. Das Kuchenweib trat zu einem andern Gaste, und nachdem sie die Runde im Zimmer gemacht, entfernte sie sich.

Der Banquier blieb ruhig sitzen. Erst etwa zehn Minuten nachher, nachdem er sich im Zimmer umgesehen, ob er auch von Jemandem beobachtet werde, nahm er seinen Mantel dichter zusammen, griff nach dem Hut und ging ebenfalls hinaus.

Aber der Blasse hatte keinen Augenblick aufgehört, ihn im Auge zu behalten; kaum hatte sich die Thür hinter ihm geschlossen, als er seinem jüngeren Gefährten einen bedeutungsvollen Blick zuwarf. Beide verließen ebenfalls das Zimmer.

„Wo wollen Sie mit Anton hin?“ fragte die Geliebte des jungen Mannes, wenn wir diesen Ausdruck brauchen dürfen; „Anton, geh' nicht mit. Ich bitte Dich, bleib heut Abend bei mir.“

„Es ist nichts, Nanny; sei unbesorgt. Ich werde sehr bald wiederkommen. Adieu meine Liebe.“

„Ich bitte Dich, bleib! Hörst Du? Thu es mir zu Gefallen.“

Das Mädchen, welches er zum Abschiede umarmt hatte, hielt ihn fast mit Gewalt zurück.

„Laß die Narrenspossen und komm,“ saate Johann ärgerlich. Er wird uns sonst aus den Augen sein, wir wissen nicht wohin.“

Anton riß sich los.

„Adieu Nanny,“ sagte er; dann schritt er an der Seite seines Begleiters eilig der Richtung nach, welche der Banquier eingeschlagen hatte.

XXV.

Die Unterredung.

Wenn der Dieb, den wir mit dem Namen des blassen Johann in unsere Geschichte einführten, seinen Zweck, den Schritten des Banquiers zu folgen, erreichen wollte, durfte er in der That keinen Augenblick zögern.

Die Laternen brannten nicht, und den Mond bedeckte eine trübe Schicht dichter Schneewolken; aber um die Finsterniß noch zu mehmen, batte sich ein fast undurchsichtiger Nebel auf die Straßen gelagert, so daß man, im eigentlichsten Sinne des Wortes, kaum die Hand vor den Augen sehen konnte.

Wäre der Banquier vorsichtiger gewesen und in eins der offenstehenden Häuser eingetreten, seine Verfolger würden offenbar bei ihm vorüber gegangen sein.

Als sie ihn eingeholt hatten, ging der Blasse dicht bei ihm vorbei, um sich zu überzeugen, ob er sich nicht in der Person geirrt. Anton blieb hinter ihm, und ohne im Entferntesten etwas von dieser sonderbaren Eskorte zu ahnen, setzte der Banquier seinen Weg fort.

Die Gasse, von welcher wir hier sprechen, wird in ihrer ganzen

Ausdehnung, auf der Seite der neuen Friedrichsstraße hin, von keiner Querstraße durchschnitten; dagegen befinden sich zwischen und in den Häusern mehre sogenannte Durchgänge, häufig von denen benutzt, die noch Schaamgefühl genug besitzen, um nicht einen der anderen, öffentlicheren Eingänge zu benutzen, wenn sie diesen Ort besuchen.

In einen dieser Durchgänge, und zwar den der Königsstraße zunächst belegenen, trat der Banquier ein.

Sogleich, als das geübte Ohr des voranschreitenden Diebes den Fußtritt nicht mehr vernahm, stand er still und trat dann einige Schritte zurück.

„Anton!" flüsterte er leise in den Nebel hinein.

„Hier bin ich!" antwortete der junge Mensch, der nur wenige Schritte von dem Diebe entfernt nach der Seite stand; doch die Finsterniß wurde immer dichter.

„Wo ist er hin?" fuhr Jener fort.

„In den Durchgang;" sagte Anton.

Der Dieb zog ihn hastig und schweigend ebenfalls hinein. — Beide kannten die Lokalität sehr genau. Sie traten zuerst in eine Art von Hausflur, der nur wenige Schritte lang war und ein längliches Viereck bildete; eine zweite Thür führte von diesem Orte nach der zweiten Abtheilung des Durchganges, einem kleinen, winkligen Hofraume, der nach der Seite der neuen Friedrichsstraße hin durch einen Bretterzaun, in welchem ebenfalls eine Thür, begrenzt wurde.

Als die beiden Männer diesen Hof betraten, stieß der blasse Johann an Jemanden, der dort zu warten schien.

„Entschuldigen Sie," sagte der Dieb, seine Stimme verstellend; aber er hatte den Banquier erkannt, der sich hier allein befand und offenbar auf irgend eine Person wartete.

Dann gingen Beide weiter, nach der Thür, welche durch den Zaun nach der neuen Friedrichsstraße führte, umhertappend.

Der blasse Johann wußte, daß dieselbe verschlossen sei; aber er wollte sich mit Gewißheit davon überführen. Er rüttelte heftig an dem Schloß, dann sagte er sehr laut:

„Donnerwetter, hier ist schon zu. — Wir müssen umkehren, Anton.“

Sie gingen zurück, und als sie wieder an der ersten Thür angekommen waren, sagte der Dieb leise zu seinem Gefährten:

„Du bleibst hier stehen, und wenn er herauskommt, verläßt Du ihn mit keinem Schritt, bis Du mein Pfeifen hörst. — Du kennst doch mein Pfeifen?“

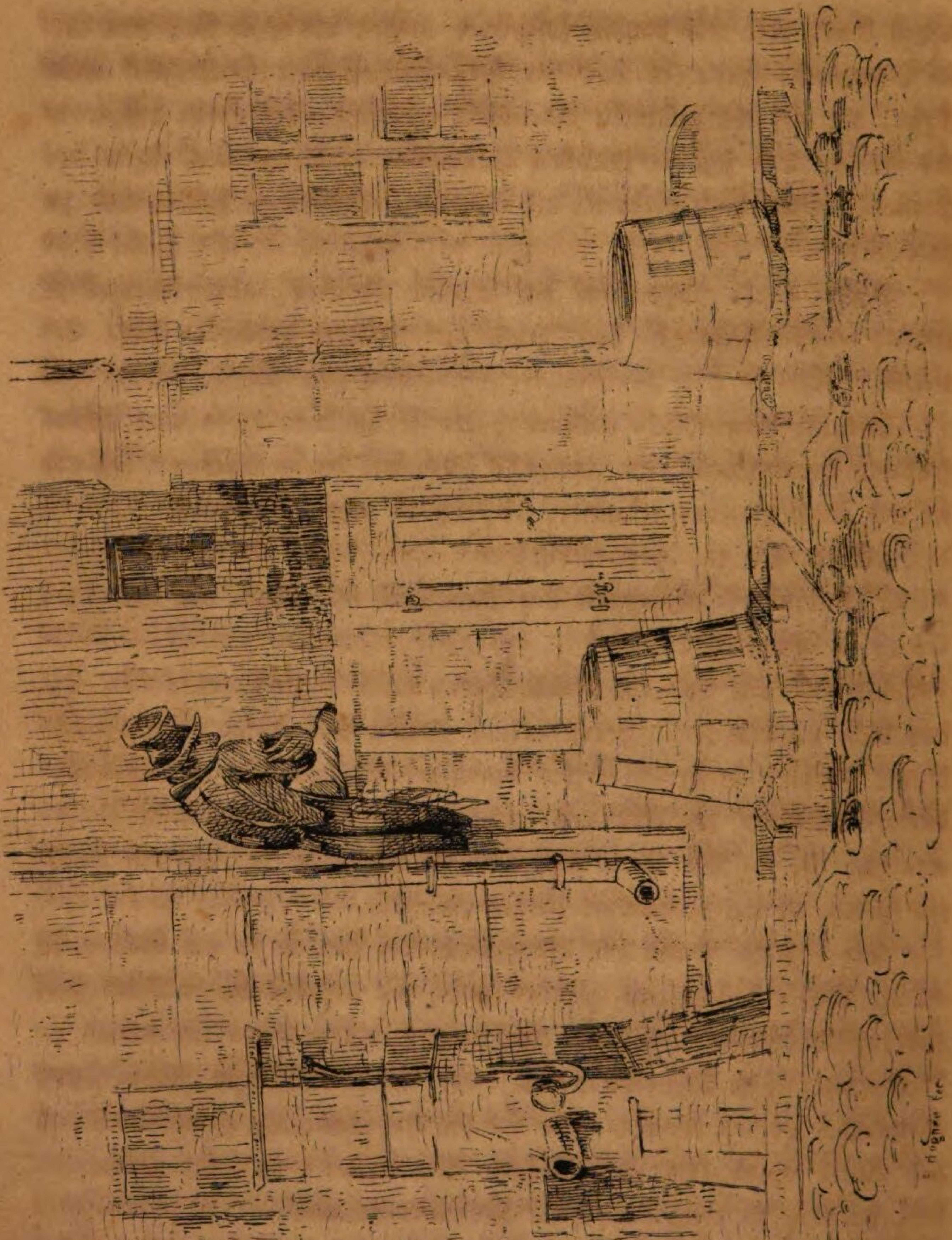
Anton bejahte und meinte dann, daß er sich lieber in einen Winkel des Corridors aufstellen wollte, wo er gewiß nicht gesehen werden könnte.

„Wie Du willst. — Aber laß ihn unter keinen Umständen unbemerkt entkommen. — Hörst Du? Ich werde bald wieder hier sein.“

Er entfernte sich bei diesen Worten und lief eilig die Gasse entlang bis zur Königsstraße, bog in die neue Friedrichsstraße ein und hatte in wenig Minuten das Haus dieser Straße erreicht, welches mit dem nebenstehenden Gebäude durch den erwähnten Zaun verbunbunden war.

Der Dieb mäßigte hier seine Eile und schlich, um sich nicht durch seine Tritte zu verrathen, nur langsam näher. Er legte sein Ohr an eine Bretterspalte, die sich in dem Zaun unfern der Thür befand; aber innen war Alles still.

In demselben Augenblicke hörte er einige Wagen heranfahren; er wartete, bis dieselben ganz nahe waren, damit das Rasseln derselben jedes andere Geräusch übertäube. Dann legte er seine rechte Hand auf den obern Rand des Zaunes; da wo derselbe an das Haus anschloß, setzte er den linken Fuß auf den untersten Haken, mit welchem die an dem Hause herablaufende Regengosse in der Mauer be-



festigt war, und die darauf folgenden Haken als eine Art von Leiter benutzend, hatte er mit der Gewandtheit und Leichtigkeit einer Katze, die auf ein galantes Abenteuer ausgeht, die Höhe des Zaunes erreicht und saß im nächsten Augenblick rücklings auf einem der Pfosten, welche dazu dienten, die einzelnen Bretter zu halten und zu unterstützen.

Mehre Leute gingen auf der Straße vorüber, aber es war so dunkel, daß Niemand den Dieb auf seinem luftigen Sitze bemerkte.

Wenige Augenblicke nachher hörte er in dem Hofe ein leichtes Husten; dann fragte eine weibliche Stimme, in welcher er sogleich die des Kuchenweibes erkannte, obgleich sie sehr leise sprach:

„Sind Sie es, Herr Levin?“

„Ich bin's,“ entgegnete der Banquier. — „Aber wo bist Du? Es ist so schrecklich dunkel.“

„Geben Sie mir die Hand, Herr; so. — Und nun lassen Sie uns dicht an den Zaun herantreten. Fallen Sie nicht. Der Satan könnte Jemand in den Corridor hineingeführt haben. — Bleiben Sie hier nur stehen; ich will erst untersuchen, ob Jemand noch außer uns hier ist. — Der Kerl, mit dem ich vorher in der schönen Mohrin sprach, ist ein verdammt kluger Junge.“

Sie ließ die Hand des Banquiers los, den sie in die Ecke dicht an die Stelle des Zauns geführt hatte, wo der lauschende Dieb saß, und tappte sodann nach allen Richtungen umher, um sich davon zu überzeugen, daß Niemand da sei, der ein überflüssiger Zeuge ihres Gesprächs werden könnte. Als sie die Ueberzeugung gewonnen, daß sich außer ihnen kein menschliches Wesen mehr in dem Hofraume befände, trat sie wieder zu dem Banquier heran.

Sie sprach zwar eilig und leise; aber dennoch konnte der Dieb jedes Wort deutlich vernehmen.“

„Es ist alles in Ordnung,“ sagte sie; „aber Vorsicht ist bei

der geringsten Kleinigkeit gut. — Nun sagen Sie, Herr, was ich soll; warum Sie mich nach so langen Jahren wieder aufgesucht haben."

„Ja wohl, es ist eine lange Zeit her," entgegnete der Banquier mit einem tiefen Seufzer; „eine lange, sehr lange Zeit, aber dennoch nicht lang genug, um mich das vergessen zu machen, was vor dieser Zeit gewesen."

„Es ist eine undankbare Sache um ein Gedächtniß," entgegnete das Weib; „was mich anbelangt, so habe ich mir nie große Mühe damit gegeben, eine Sache länger zu behalten, als gerade nothwendig ist. — Aber ist es nur das Vergangene, worüber wir sprechen wollen? — nichts Neues sonst?"

„Du scheinst wenig von dem zu haben, was man Gewissen nennt, Weib;" sagte der Banquier mit dumpfer Stimme, „sonst würdest Du, meines Erachtens nach, anders sprechen."

„Bah! — das ist Jedermanns eigene Sache, Herr Levin, und ich denke, Sie werden sich auch mit Ihrem Gewissen abgefunden haben."

Der Banquier schwieg einige Augenblicke; dann fuhr das Weib fort:

„Nun — ich habe Sie schon einmal daran erinnert, daß Sie mich nicht hierher bestellt haben werden, um über weiter nichts als solche Sachen zu reden. Was wollen Sie sonst?"

„Es ist eine Sache von großer Wichtigkeit, sonst würde ich Dich gewiß nicht aufgesucht haben, wie Du wohl denken kannst," sagte der Banquier. „Ich bin gestern bestohlen worden."

„Dann hat es wenigstens keinen Armen betroffen. — Ist das das Ganze?" erwiederte Jene gleichgültig.

„Ich wollte, die Diebe hätten wir lieber tausend Thaler gestohlen, es würde ihnen und mir lieber gewesen sein."

„Und was hat man Ihnen denn genommen?" fragte die Frau

aufmerksamer werdend — Sie wußte zwar, daß Lampert am verwichenen Abend einen Einbruch unternommen hatte, aber Dieser hatte Gründe, von denen wir später sprechen werden, gehabt, ihr nicht zu sagen, wo das Verbrechen stattgefunden.

„Es sind Papiere, von der höchsten Wichtigkeit für mich, — oder besser für uns Beide."

„Für uns Beide? — Was gehn diese Papiere mich an?" fragte die Frau verwundert.

„Doch; es sind dieselben, welche Du einst jener Frau in meinem Auftrage genommen und mir übergeben hast."

„Diese Papiere? Mein Gott!" rief das Weib mit unverstelltem Erstaunen.

„Dieselben. — Aber leider auch einige andere, die für mich eben so großen Werth hatten."

„Ich sehe aber nicht ein, was mich das angeht. — Es ist nichts Wichtiges für mich."

„Doch wohl. — Warst Du es nicht, welche diese Sachen entwendete? Wenn sie in die unrechten Hände fallen sollten, könntest Du auch übel wegkommen."

Die Frau stieß ein kurzes, verächtliches Lachen aus.

„Chalaumeß!" *) sagte sie. „Denken Sie denn, daß ich mich durch so etwas schrecken lassen werde? — Es ist Niemand da, der gegen mich zeugen könnte. — Die Todten stehen nicht wieder auf!"

„Und dennoch stehen sie auf," sagte der Banquier mit dumpfer Stimme. „Ich habe diese Frau oft vor mein Bette treten sehen mit ihren stieren Augen und dem bleifarbenem Gesicht, die nassen Haare schüttelnd und mich mit der eisig kalten Hand anfassend."

„Pah! — das sind Lächerlichkeiten. — Haben Sie mich denn deshalb hierher bestellt?"

---

*) Larifari.

Jener stieß einen tiefen, tiefen Seufzer aus; dann schwieg er einige Minuten. — Endlich fuhr er fort:

„Ich muß diese Papiere wiederhaben, wenn ich während meines Lebens noch eine ruhige Minute haben will. Du weißt, daß ich die Polizei deshalb nicht in Anspruch nehmen kann; so habe ich mich an Dich gewendet und glaube, daß Du vielleicht auskundschaften kannst, in wessen Händen sich diese Sachen befinden, oder wer an dem Einbruch Theil genommen hat. Ich werde mich nicht als ein Knauser finden lassen, wenn Du mir zur Wiedererlangung des gestohlenen Gutes behülflich bist.“

„Ich glaube es Ihnen. — Aber sicher ist mir lieber. Was soll ich verdienen, wenn ich das Geschäft mache?“

„Ich will Dir fünfzig Thaler geben.“

„Fünfzig? — Ich denke, Sie wollten fünfhundert sagen. — Nicht so?“

„Du bist nicht gescheidt! — Fünfhundert Thaler; glaubst Du, daß ich Geld hexen kann?“

„Ein so reicher Mann hätte das nicht nöthig. — Sie werden mir fünfhundert Thaler geben, und für sonstige Unkosten und Zeitverlust mache ich außerdem meine Rechnung. — Sie wissen, daß ich nichts vorschlage.“

„Und hast Du denn Hoffnung, das Geld zu verdienen? Glaubst Du, daß Du die Papiere schaffen wirst?“

„Schneller und sicherer als der geschickteste Kriminalrath,“ entgegnete das Weib. — „Aber wohin soll ich Ihnen Bescheid bringen?“

„Können wir uns nicht wieder hier treffen?“

„Nicht gern. Es verkehren hier viel von unseren Leuten und wir könnten zufällig von ihnen gesehen werden.“

„So finden wir uns anderswo zusammen. — Bei Abend oder bei Tage. Bestimme Du das.“

„Nun gut, warten Sie 'mal. — Wir haben heut Dienstag," fuhr sie nach einer überlegenden Pause fort. „Ich werde wenigstens zwei Tage brauchen, um einige Erkundigungen einzuziehn. Also am Freitage. — Aber wo?"

„Das soll mir gleich sein."

„So werde ich Sie um eilf Uhr Morgens in der Hasenhaide erwarten. Es ist zwar weit, aber am sichersten."

„Aber in welcher Gegend wollen wir uns treffen?"

„Gleich am Eingange, wo die Droschken halten. Ich werde pünktlich an Ort und Stelle sein"

„Also am Freitage. — Und ich kann mich fest auf Dich verlassen?"

„Wie immer. — Nun leben Sie wohl. Ich werde vorangehn, damit man uns nicht zusammen herauskommen sieht."

Der noch immer auf dem Zaune kauernde Dieb hörte die Frau sich bei diesen Worten entfernen; der Banquier blieb einige Minuten zurück.

,Schade, daß man sich auf den Jungen nicht verlassen kann," sagte der blasse Johann zu sich selbst. Es wäre die beste Gelegenheit, ihn in dem Winkel hier zu Boden zu schlagen und ihm seine Börse abzunehmen. Aber allein kann ich's nicht wagen."

Gleich darauf hörte er den Banquier fortgehen — Er sprang mit Leichtigkeit nach der innern Seite des Hofes hinab und eilte durch den Corridor hindurch.

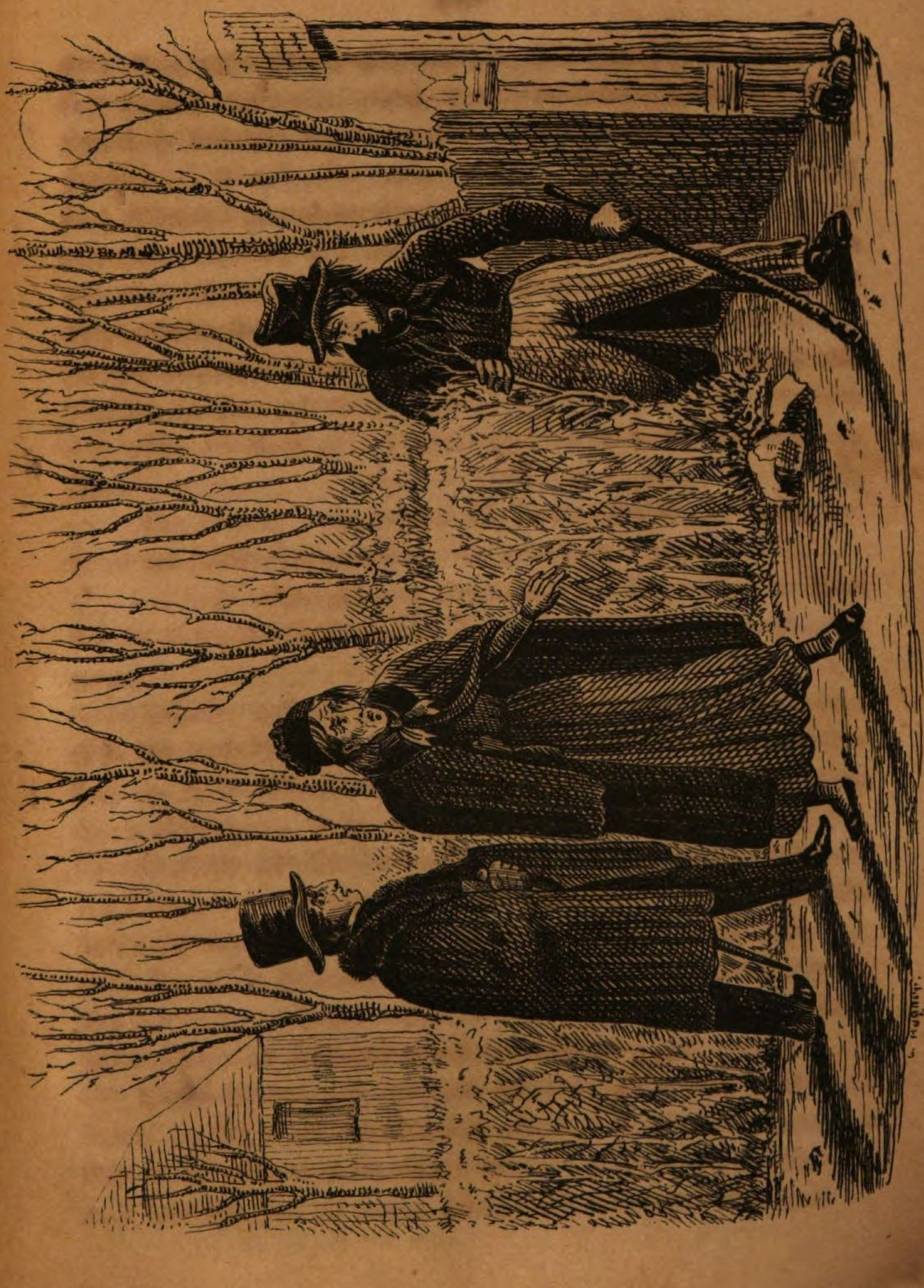
„Es ist ganz unnütz, ihn zu verfolgen. Ich werde ihn am Freitage in der Hasenhaide sicher treffen," sagte er zu sich selbst. — „Wozu sollte ich da das Geschäft versäumen?"

Den gekrümmten Zeigefinger der rechten Hand in den Mund legend, brachte er ein eigenthümlich gellendes Pfeifen hervor, welches Anton, der sich eben angeschickt hatte, der erhaltenen Weisung gemäß dem Banquier zu folgen, schnell an seine Seite rief.

„Du hast Deine Sache ganz gut gemacht, mein Junge," sagte er zu demselben. „Weißt Du nicht, wo die Frau hingegangen ist?"

„Nach der anderen Seite. Aber es wird schwer sein, sie wieder zu finden."

„Ist auch nicht nöthig. — Ich weiß jetzt genug, und Du sollst auch bei dieser Gelegenheit etwas verdienen. — Weiß der Henker, was dahinter stecken mag. — Aber wir werden es herauskriegen, und es wird für uns Beide etwas abfallen. — Na, komm nur jetzt. Der Abend hat sich ganz gut angefangen, er wird eben so glücklich enden."



XXVI.

Die Abendgesellschaft.

Wenn wir indessen die beiden Männer für den Augenblick verlassen, um zunächst den Schritten der Frau zu folgen, mit welcher der Banquier jenes Zwiegespräch gehabt hatte, so sehen wir dieselbe sich eiligst nach dem Keller begeben, der dem Vater Matthes gehörte und wo sie Lampert aufzufinden gedachte.

Sie glaubte nämlich, keine Zeit verlieren zu dürfen, sich in den Besitz der gewünschten Papiere zu setzen. Wie leicht konnte nicht ein Zufall dieselben vernichten, oder auch die unzeitige Vorsicht der Diebe ihr die Aussicht auf diesen Gewinn nehmen.

Als sie sich dem Keller näherte, war die äußere Thüre zwar noch nicht verschlossen, aber doch angelehnt, nur ein mattes, düsteres Lämpchen erhellte das Innere des Ladens, und wenn die Frau weniger mit dem Treiben dieses unterirdischen Ortes bekannt gewesen wäre, dürfte sie wahrscheinlich umgekehrt sein, ohne erst einzutreten. Dies war ihr indessen doch nicht ohne Weiteres möglich, denn da die untere Glasthür von innen verriegelt war, mußte sie zunächst an

dem Klingeldrath ziehen, der in einer Ecke der Wand auf eine so unscheinbare Weise angebracht war, daß er selbst bei Tage wenig in die Augen fiel, ohne daß man doch wieder hätte sagen können, er sei versteckt gewesen. Dieser Draht stand mit einer kleinen Glocke in Verbindung, die in dem Wohnzimmer des Wirthes angebracht war.

Alsbald erschien der Knabe, dem der Schuhmacher am Morgen so große Lobsprüche gezollt, und nachdem er sich überzeugt, wer Außen sei, öffnete er die Thür und ließ die Frau eintreten.

„Guten Abend, Carlchen," sagte das Weib, und ihren Korb von dem Halse losmachend, stellte sie denselben auf den Ladentisch und reichte dem Knaben ein Stück sehr harten Napfkuchen. „Da nimm — aber laß mir nachher auch den andern Kuchen ruhig stehn, denn der liebe Gott hat Dir nun einmal flinke Finger gegeben, und mußt Du ihm auch dankbar dafür sein, so halte sie doch da im Zaum, wo es Bekannten gilt. — Ist Lampert hier?"

Der Knabe nahm mit dem Danke eines wohlerzogenen Kindes den dargebotenen Kuchen an, zugleich versichernd, daß der übrige Vorrath durchaus nichts von ihm zu besorgen haben dürfte, und entgegnete dann, daß Lampert sich wirklich gegenwärtig befinde und die Herren im Hinterzimmer bei einer Bowle Punsch säßen, die vorher auf dem Billard bei einer Parthie Poule ausgespielt worden sei; und als Line mit weiblichem Zartgefühl fragte, ob nur Herren allein zugegen seien und auf die bejahende Antwort erklärte, daß es für eine Frau unpassend sei, ganz allein in eine Männergesellschaft zu kommen, und daß der Knabe lieber Lampert herausrufen möge, hörte dieser dagegen nicht auf, sie mit Bitten zu bestürmen, näher zu treten und einen Tropfen mitzutrinken, da nur höchst anständige Herren zugegen seien, — bis sie endlich einwilligte.

Der Knabe führte sie nun durch die Billardstube zu der zweiten Thür, deren wir bereits Erwähnung thaten, als wir in dem früheren

Kapitel diese Lokalität beschrieben. Diese Thür hatte er hinter sich verschlossen und den Schlüssel vorsichtiger Weise unter die über das Billard gelegte Decke versteckt, im Fall irgend ein störender Besuch von Seiten der Polizei gekommen wäre, und nachdem er aufgeschlossen, traten Beide in das Zimmer, welches die Wohnstube des Wirthes war und wo sich die Gesellschaft befand.

Es waren dies etwa acht oder neun Personen, wüst aussehende, ziemlich unsauber gekleidete Männer, sämmtlich bis über die ersten Jahre der Jugend hinaus, oder doch wenigstens durch ihre Lebensweise früher gealtert. In der Mitte dieser Leute, auf einem großen, lederüberzogenen Lehnstuhl dieser ehrenwerthen Gesellschaft präsidirend, saß Vater Matthes; zu seiner rechten Seite bemerkte man das rohe, von dem genossenen Getränke geröthete Gesicht Lamperts; zu seiner Linken saß der Guitarrespieler, den wir vorher in der schönen Mohrin bemerkt. Auch die Uebrigen der Anwesenden gehörten sämmtlich, wie der erste Blick zeigte, der kunstreichen Gesellschaft an. Auf dem Tische stand eine merkwürdig große Punschbowle, zwei brennende Talglichte, eine Kiste mit Cigarren und die Gläser der Trinker. Ein altes Sopha, ein Schrank und ein großer Ofen beengten noch, außer den Stühlen der Gesellschaft, den kleinen Raum des Zimmers.

„Line!" rief Lampert überrascht aufspringend, als er die Eintretende bemerkte. „Was zum Geier führt Dich hieher?"

„Je länger der Tag, je schöner die Leute," sagte Vater Matthes aufstehend und sich galant gegen die Frau verbeugend, daß das Glas, welches er in der Hand hielt, einen Theil seines Inhalts überschwappte. „Meine Herren, ich schlage vor, wir trinken die Gesundheit des schönen Geschlechts im Allgemeinen und dann dieser Dame in's Besondere. Sie leben — hoch!"

„Hoch!" schrieen die Anwesenden, und der Guitarrespieler fuhr mit dem Daumen der rechten Hand sehr rasch und nachdrücklich über die Saiten seines Instruments, um eine Art von Tusch hervor zu

bringen, worauf noch ein zweimaliges Hoch erfolgte und die Frau, welcher dieser Toast gegolten, mit den sämmtlichen Herren anstieß, denn Carl hatte nicht versäumt, sogleich ein Glas und einen Stuhl für die Angekommene zu bringen, die sodann neben Lampert Platz nahm.

Dieser, welcher wohl merkte daß die Frau ihn aufgesucht habe, um ihm etwas Wichtigers zu sagen, fragte blos kurz und leise, ob's nicht Zeit bis zum andern Morgen hätte, und da Line bejahte, hatte die Unterhaltung, die durch ihren Eintritt unterbrochen war, ihren ungestörten Fortgang.

„Also mit dem Patrouilliren hat's wirklich seine Richtigkeit, Vater Matthes," sagte einer der Anwesenden, mit einem Gesicht, welches offenkundig seine jüdische Abstammung verrieth, nachdem die Ruhe wieder hergestellt war. „Das wäre, weiß Gott, ein übel Ding."

„Für einen Pfuscher ist's allerdings übel," entgegnete der Präsident; „aber einen geschickten Kerl wird's nur zu größerer Entschlossenheit und Vorsicht anfeuern. — Und ich stelle hier die Frage, meine Herren," fuhr er mit großem Nachdruck und mit der geballten Faust auf den Tisch schlagend fort; „ich stelle hier die Frage, ob uns dieses nächtliche Patrouilliren nicht von Nutzen ist. — Wir werden dennoch Arbeit finden und nur die Pfuscher in's Bockshorn gejagt werden. — Es kann uns daher nur lieb sein, wenn dies der Fall ist."

„Sehr richtig, — in der That;" bemerkten Mehre der Gesellschaft.

„Wie schön waren nicht diese Massematten der neueren Zeit," sagte der Sprecher weiter; „eine wahre Zierde der Kunst. — Wer hat je von einem Einbruch im zweiten Stockwerk durch's Vorderfenster gehört, während unten Nachtwächter und Patrouillen umherstreifen. Es ist in der That ein schönes Zeichen von dem Fortschreiten der Zeit! — Wirklich, meine Herren, wenn ich so an meine Jugend zu-

rückdenke und das Jetzt mit dem Sonst vergleiche, so ist es erstaunlich, wie die rohe Gewalt von der Kraft der Intelligenz verdrängt worden ist. Wo die Thür früher mit dem Rennbaum aufgesprengt wurde, brauchen wir der Nachschlüssel, und ich frage Sie, meine Herren, wo ist das Schloß, welches einer geschickten Hand widerstehen könnte, wenn gleich diese meine Finger zu alt und ungelenk sind, um einen Zarfess*) kunstgerecht handhaben zu können. Wo ist das Schloß, frage ich!"

Die Zuhörer schwiegen, um dadurch ihr vollständiges Uebereinstimmen mit dem Gesagten auszudrücken; nur Einer von ihnen, von großer kräftiger Statur und etwa gleichem Alter wie Matthes, mit spärlichem, weißen Haar auf seinem halbkahlen Schädel, erwiederte sehr ernst:

„Ich bin nicht Deiner Meinung, Matthes. — Im Gegentheil, ich behaupte, diese Künsteleien sind der Verfall des Handwerks. Jetzt kann ein altes Weib stehlen, wenn sie die Handgriffe gelernt hat; aber den Rennbaum zu gebrauchen und über die stürzende Thür mit dem geladenen Pistol oder dem Säbel in das Haus dringen, dazu gehörte männliche Kraft und Entschlossenheit. — Es war ein schmerzliches Gefühl für mich, als ich wieder in gute Gesellschaft kam, nachdem ich fünf und zwanzig Jahr die Karre gezogen und Wolle gezupft, zu sehen, wie sich Alles verändert."

„Ich ehre Deinen Schmerz, Bruder Dietrich," entgegnete Matthes mit gerührter Stimme; „aber gerade weil Du so lange von der Gesellschaft entfernt und nicht Zeuge dieses allmäligen Fortschreitens warst, fällt Dir dieser Unterschied so schmerzlich auf. Ich habe dem zahnlückigen Heinrich heut Morgen den Besuch meines Lokals untersagt, weil er bei dem Einbruch beigewesen sein soll, wo das Mädchen so schrecklich behandelt worden ist, und ich dadurch

*) Eine Art von Nachschlüssel.

nicht in Ungelegenheiten kommen will. — Was hat man auch davon? — Da hast Du das Beispiel von Hobus *), dem sie jetzt das Erkenntniß publicirt haben. Er ist zum Rade verurtheilt, wie ich gehört habe."

„Was ist da weiter?" erwiederte der Andere. „Ich habe schon manchen braven Kerl am Galgen sterben sehn. — Wir müssen ja Alle einmal unter die Erde. — Und dann, welch ein prächtiges Schauspiel ist es nicht, wenn da zwanzigtausend Menschen sind und Alle haben die Augen auf Einen gerichtet und man legt den Kopf so ruhig hin, als wenn's zum Schlafengehn ginge. — Ja wahrhaftig, ich habe oft daran gedacht, ob's nicht besser wäre, so als Mann zu sterben, wie da zu sitzen und Langeweile zu haben und zu arbeiten, woran sich unser Einer nun einmal schlechterdings nicht gewöhnen kann?"

„Es liegt viel Wahres d'rin in Eurer Rede," sagte Lampert. Weiß der Teufel, ich fürchte mich vor dem Taljen **) nicht soviel. — Aber ich habe da neulich ein Blatt gelesen, wo d'rinstand, daß wenn sie in Amerika, ich weiß die Stadt nicht mehr, Einen hinrichten, so kommen blos ein paar Abgeordnete von den Bürgern hin auf den Gefängnißhof, der eine sehr hohe Mauer hat, daß Niemand darüber wegsehen kann, und die müssen aufpassen, daß Alles gehörig zugeht. Dann wird der arme Sünder herausgeführt und abgethan,

*) Wir ersuchen den Leser, diesen Anachronismus unserer Erzählung durch die demselben zu Grunde liegende Absicht zu entschuldigen. Da es uns nämlich daran gelegen war, einen Charakter zu schildern, welcher die entsetzlichen Eigenschaften, kaltblütiger, thierischer Rohheit und Kraft, fühlloser Mordbegier und stumpfsinniger Todesverachtung in sich vereinigt, so knüpfen wir unsere Schilderung an jenes Individuum an, dessen schreckliche That vor kaum länger als einem Jahrzehend uns mit Schauder und Entsetzen erfüllte.

**) Henker.

ohne alles Gepränge, ganz in der Stille. — Es wäre entsetzlich, wenn sie das auch hier einführen wollten."

„Es wäre nicht das erste Mal, daß man hier in Deutschland die Erfindunaen anderer Völker nachgemacht hat," bemerkte Einer der Gesellschaft mit der Miene und Würde eines Philosophen.

Der alte, ergraute Sträfling schien diese Worte kaum zu beachten. Er saß trübe und nachdenklich da, den Kopf in die hohle Hand gestützt: dann sagte er, zu dem Wirthe gewendet:

„Du sprachst vorher von dem Manne, dem sie das letzte Brod gebacken haben *). Ist's ein tüchtiger Junge? Wobei haben sie ihn gefaßt?"

„Ah — bah — er ist ein nichtsnutziger Schlingel gewesen, so einer von denen, die umherlaufen und nehmen, wo sie etwas kriegen können. Er hat eine alte Frau in der Elisabethstraße um die Ecke gebracht."

„Eine alte Frau!" wiederholte Jener verächtlich. „Ja, ja, das sind die Heldenthaten Eurer jetzigen Zeit. — Da haben wir andere Dinge erlebt und mitgemacht. — Ach, wenn ich so an meine früheren Tage zurückdenke, wo ich unter dem schönen Karl und unter Isaak Moses gearbeitet; — es waren glorreiche Thaten."

Und überwältigt von der Größe seines Schmerzes, ließ der alte Mann die Cigarre aus dem Munde fallen und weinte bitterlich, während die Gesellschaft diesen Ausbruch seiner Gefühle durch ein minutenlanges, tiefes Schweigen ehrte.

Endlich sagte der Herr mit dem philosophischen Gesicht:

„Sie haben also mit Isaak Moses zusammen gearbeitet? — Was ist denn eigentlich aus ihm geworden; — man hört so Verschiedenartiges erzählen."

„Ich kann's auch nicht bestimmt sagen. Die Einen sagen er

---

*) Zum Tode verurtheilt.

wäre todt, die Andern meinen er lebt noch. Aber ich meine, er ist todt, wenigstens todt für die Welt und für uns. Er mag auch wohl gedacht haben, noch eine Gelegenheit zu finden, pleite zu gehen *), sonst hätte er nicht appellirt, damit er statt des Galgens lebenslänglich Knaff **) bekäme. — Aber sie werden sich vorgesehen haben, denn ich habe in meinem Leben keinen solchen Mann wieder kennen gelernt. — Da war keine Kette, kein Riegel, der ihm zu fest, als er noch jung und kräftig war. — Ach, es war der letzte Mann in Deutschland, und es wird Niemand nach ihm kommen, der sich ihm vergleichen könnte!"

„Bah, — wozu nützen diese trüben Gedanken," sagte endlich Matthes. „Laß den Kopf nicht hängen, alter Junge, und sei überzeugt, daß es noch brave Männer in der Welt giebt. — Wirst die Sache bald von einer anderen Seite ansehen, wenn Du noch ein paar Tage länger mit uns zusammen bist. — Aber jetzt spült die trüben Erinnerungen durch die Kehle hinunter, meine Kinder. — Halloh, die Gläser gefüllt. — Wir wollen ein Lied singen."

„Ja, ja, wir wollen ein Lied singen!" schrieen Mehre.

„Singt Ihr, Vater Matthes!" riefen einzelne Stimmen.

Der Wirth lehnte indessen bescheidentlich diese Aufforderung ab, indem er sich an Dietrich wendete und denselben ersuchte, zuerst zu singen, worauf er dann auch etwas zum Besten geben werde. Dieser Vorschlag wurde mit allgemeinem Enthusiasmus aufgenommen, und von allen Seiten mit Bitten bestürmt, erhob sich der alte Räuber von seinem Stuhle und trug in einer wilden, regellosen Weise und mit sehr wenig Anwendung von Harmonie, aber mit um so größerem Gefühl und Ausdruck das folgende Lied vor, in welches nach Beendigung einer jeden Strophe der Chor auf eine eben so

---

*) Auszubrechen.
**) Gefängniß.

ungekünstelte Weise einfiel, obgleich man dem Ganzen eine Art von wilden Effect nicht absprechen konnte.

Lied des alten Räubers.

Wenn Ihr nicht wißt,
Wie um's Herz Einem ist,
Wenn man schleicht durch das Dunkel der Mitternacht,
Wo am wolkigen Himmel kein Sternchen wacht;
Wenn das Haus von den lust'gen Kam'raden umstellt,
Wenn die Thür von dem Stoße des Rennbaums zerschellt; —
Wenn Ihr nicht wißt,
Wie um's Herz uns da ist,
So mögt Ihr's im lustigen Auge mir lesen,
Ich bin ja auch einst ein Chawer *) gewesen.

Wenn Ihr nicht wißt,
Wie um's Herz Einem ist,
Wenn man dringt durch die stürzende Thür hinein,
Wenn die Stube erglänzt von den Neireff **) Schein,
Wenn der Deckel der eisernen Kiste springt,
Und das Gold uns lustig entgegen blinkt; —
Wenn Ihr nicht wißt,
Wie um's Herz uns da ist,
So mögt Ihr's im lustigen Auge mir lesen,
Ich bin ja auch einst ein Chawer gewesen.

---

*) Räuber.
**) Wachslichter.

Wenn Ihr nicht wißt,
Wie um's Herz Einem ist,
Wenn wir kehr'n von der lustigen Hochzeit *) zurück
Und Fein's=Liebchen empfängt uns mit freundlichem Blick.
„Du, Räubers Fein's Liebchen, so warm und so hold,
Dir schenk' ich die Kette von blutrothem Gold."
Wenn Ihr nicht wißt,
Wie um's Herz uns da ist,
So mögt Ihr's im lustigen Auge mir lesen,
Ich bin ja auch einst ein Chawer gewesen.

Wenn Ihr nicht wißt,
Wie um's Herz Einem ist,
Wenn 'nen braven Kam'rad sie eingesteckt,
Wenn sie Acten geschmiert und viel Dinte verkleckt;
Wenn das lustige Herz dann im Kerker schlägt,
Und der kräftige Arm die Kette trägt; —
Wenn Ihr nicht wißt,
Wie um's Herz uns das ist,
So mögt Ihr's im weinenden Auge mir lesen,
Ich bin ja auch einst Gefang'ner gewesen.

Eine schweigende Rührung, als stummes Zeichen des allgemeinen Beifalls, hatte sich sämmtlicher Anwesenden bemächtigt, wie der letzte Vers geendet war; der Alte trocknete seine Augen mit der Hand, und sich niedersetzend leerte er sein Glas mit einem Zuge.

„Ein schönes Lied das," sagte endlich Lampert; „aber wahrhaf=

*) Chasne, gleichbedeutend mit Einbruch und Hochzeit.

tig, man wird ganz ernst und nachdenkend darüber gestimmt. — Allons Vater Matthes, singe Du eins von Deinen spaßigen Schnurren-Liedern, daß man wieder ein lustiges Gesicht zu sehen bekommt. — Hörst Du, Alter?"

„Nun ja doch, ja Kinder, ich werde singen," entgegnete Matthes mit wohlwollendem Schmunzeln, und indem er sich behaglich in den großen Lehnstuhl zurückbog und einen Augenblick nachdachte. Dann klopfte er mit dem Zeigefinger seiner rechten Hand sehr laut auf den Rand des Tisches, um dadurch anzudeuten, daß er die ungetheilte Aufmerksamkeit sämmtlicher Anwesenden in Anspruch zu nehmen gedenke und sang wie folgt:

Das Lied vom großen Wirthshaus.

Auf dem Markt zu Berlin steht ein großes Haus,
Ach Herrje!
'S geht leicht hinein, aber schwer wieder 'raus,
O weh!
Vor der Thür steht im blauen Rock ein Soldat,
Der ein blankes Gewehr auf der Schulter hat.
Ach Herrje! O weh, o weh!

In dem Hause viel große Zimmer sind,
Ach Herrje!
Da drinnen weinet manch schönes Kind,
O weh!
Da drinnen manch lustiger Junge sitzt,
Der Blut und Wasser in Aengsten schwitzt.
Ach Herrje! O weh, o weh!

Viel Meubles, die sieht man im Zimmer nicht.
    Ach Herrje!
Ein Strohsack, das ist die ganze Geschicht'.
    O weh!
Ein Strohsack als Bett und 'ne hölzerne Bank,
Da wird man gewiß nicht vor Uebermuth krank.
  Ach Herrje! O weh, o weh!

Am Fenster auch noch Gardinen sind.
    Ach Herrje!
Die wäscht der Regen, die trocknet der Wind,
    O weh!
Die hat der Schlosser mit vielem Bedacht
Aus großen, eisernen Stäben gemacht.
  Ach Herrje! O weh, o weh!

Viel Kellner laufen im Hause umher,
    Ach Herrje!
Die Gäst' zu bedienen fällt ihnen nicht schwer.
    O weh!
Und anstatt der Schürze grün und bunt
Trägt jeder ein großes Schlüsselbund.
  Ach Herrje! O weh, o weh!

Die Rechnung wird jedem, der dorten logirt,
    Ach Herrje!
Zu Dank empfangen beim Auszug quittirt.
    O weh!
Kann Einer nicht zahlen, sobald er zieht,
So giebt ihm der Wirth voll Großmuth Kredit.
  Ach Herrje! O weh, o weh!

Das ist der größte Gasthof im Land,
Ach Herrje!
Wo jeder logiret nach seinem Stand.
O weh!
Er heißt das Gasthaus zum goldnen Strauß,
Und leicht geht's hinein, doch schwer wieder 'raus.
Ach Herrje! O weh, o weh!

Das Lied des Wirthes wurde mit einem unermeßlichen Beifall aufgenommen und das Applaudiren wollte, nachdem er bereits lange geendet, kein Ende finden. — Endlich sagte der Herr mit dem jüdischen Gesicht:

„Wahrhaft'gen Gott, Vater Matthes, Sie haben ein merkwürdiges Talent für das komische Fach. Sie könnten jeden Tag Schauspieler werden. Ich bin neulich in einem Concert gewesen, wo auch ein komisches Lied gesungen wurde; aber es war nicht die Hälfte von dem, was Sie hier vorgetragen haben; — sehr brav, in der That."

Der Wirth nahm dies Lob mit der ernsten, würdevollen Miene eines Mannes hin, dessen gediegenes Talent zu oft Anerkennung gefunden hat, als daß ihm eine solche Lobeserhebung etwas Neues sein sollte, und nickte nur ein klein Wenig mit dem Kopfe, als wolle er sich ebenfalls vollkommen mit dem Gesagten einverstanden erklären; worauf der jüdische Herr aufstand und, nachdem er um einige Augenblicke Ruhe gebeten, den Vorschlag machte, die Gesundheit des Vater Matthes zu trinken, ein Vorschlag, der auch mit allgemeinem Beifall aufgenommen und auf der Stelle ausgeführt wurde.

Nachdem dieser Toast mit denselben Formalitäten wie der frühere getrunken, und der Guitarrespieler wieder sehr stark auf den Saiten seines Instruments herumgekratzt hatte, erhob sich Matthes

und hielt eine kurze, aber sehr schöne Rede, worin er sagte, daß er sich „für die ganze Gesellschaft“ bedanke; doch wurde die kleine unabsichtliche Zweideutigkeit seines Vortrags, die in diesen Worten lag, durchaus nicht von den Anwesenden weiter beachtet, sondern als der Wirth, nach Beendigung seines Vortrags, noch um einige Minuten Gehör bat, da er einen sehr wichtigen Punkt zu besprechen habe, herrschte tiefes und allgemeines Stillschweigen.

„Meine Herren,“ begann der Sprecher demgemäß; „ich denke, Sie werden Alle wissen, was ein Zweckessen ist?“

Er machte bei diesen Worten eine Pause, um Antwort zu erwarten, und da wirklich einige der Anwesenden, unter denen Lampert und auch der alte Dietrich, erklärten, daß sie es nicht wüßten, fuhr er fort:

„Ich sehe mich also genöthigt, einige erklärende Worte über den Punkt voraus zu schicken, was eigentlich ein Zweckessen ist, und um kurz zu sein, sage ich nur, daß das Zweckessen eine Erfindung der neueren Zeit ist, die darin besteht, daß sich eine Gesellschaft zu einem freundschaftlichen Abend- oder Mittagtisch versammelt, bei welchem man, außer dem Zweck des Essens, noch einen anderen, sogenannten Neben-Zweck hat, der gewöhnlich wohlthätiger Natur ist. — Man kann z. B. für eine abgebrannte Familie essen, sogar für eine Stadt oder eine ganze Provinz, die auf irgend eine Weise durch Wasser oder Feuersnoth heruntergekommen ist.“

Hier wurde der Redner durch die Frage des alten Dietrich unterbrochen, was denn eine solche verarmte Familie für Vortheil davon habe, wenn man für sie esse, und ob es nicht besser sei, ihr statt dessen zu essen zu geben.

„Deine Worte haben allerdings etwas für sich, mein lieber Dietrich,“ entgegnete Matthes; „aber Du hast mich noch nicht vollständig gehört. Während des Essens oder zu Ende desselben, erhebt sich nämlich Jemand und fordert die Anwesenden in einer Rede auf,

den Zweck dieses Essens nicht zu vergessen, sondern an die Nothleidenden zu denken, und eine Kleinigkeit für dieselben auf einen Teller zu legen, der in dieser Absicht nachher die Runde an der Tafel macht. Ich selbst, meine Herren, bin Mitglied eines städtischen Wohlthätigkeits-Vereines, wie es meine Pflicht als Bürger und Christ gebietet, und wir veranstalten häufig dergleichen Zweckessen. Zwar kommt mitunter wenig genug zusammen, und ich weiß sogar, daß wir neulich vierhundert Personen zusammen waren, wo für eine arme Wittwe mit Zwillingen gegessen wurde, und der Wirth eine Einnahme von zwölfhundert Thalern hatte, während für die Frau nur sieben und dreißig Thaler einkamen, wobei sich einzelne Stimmen äußerten, es wäre besser, wenn wir nicht gegessen, sondern das Geld dafür der Frau gegeben hätten. So unrecht mochte dies eigentlich nicht sein; aber da nun einmal die Zweckessen erfunden sind, gehts nicht anders, und indem ich mich nun zu dem eigentlichen Punkt meiner Rede wende, mache ich hiermit den Vorschlag, daß auch wir, meine Herren, mit allen unsern Freunden und Bekannten in den nächsten Tagen ein Zweckessen veranstalten wollen, und zwar zum Besten aller derer, die ohne ihre Schuld verschütt gegangen *) und sich ohne Unterstützung, ohne Freunde und Hülfe in Klein-Mokum **) befinden. — Ich denke, Sie haben mich alle verstanden, meine Herren, und ich sehe Ihrer geneigten Erwiederung entgegen."

Obgleich nun das Uneigennützige und Erhabene dieser Idee allen Anwesenden einleuchtete, und der Vorschlag mit allgemeinem Enthusiasmus aufgenommen wurde, so entstanden doch über die Einzelnheiten desselben einige Debatten, bei welcher Gelegenheit der alte Dietrich eine sehr schöne und ergreifende Rede über die Lage der Cüstriner Baugefangenen hielt, und deren Zustand mit so rührenden

*) Verhaftet worden sind.
**) Die Strafanstalt zu Brandenburg.

Worten schilderte, daß man zunächst für die Cüstriner und dann für die Brandenburger zu essen beschloß. Da sich aber wunderbarer Weise herausstellte, daß von den Meisten der Herren jeder eine andere dieser Bildungsanstalten besucht habe, und aus alter Anhänglichkeit die Hülfe für die zeitigen Bewohner dieses Ortes in Anspruch nahm, entstand eine momentane Spaltung der Meinungen, die indessen durch den Vorschlag des Wirthes dahin beseitigt wurde, daß für jedes dieser Institute ein besonderes Zweckessen zu veranstalten sei und zwar solle das Loos entscheiden, welches zunächst an die Reihe käme, womit sich auch sämmtliche Anwesende einverstanden erklärten und Vater Matthes versprach, die ganze Verhandlung zu Papier zu bringen und sie dann den Theilnehmern zur Begutachtung vorzulegen. Ein Toast auf das Wohl aller „verunglückten Kameraden" machte auch hier den Beschluß und nun machte Lampert seinerseits die Proposition, einen Rundgesang anzustimmen, damit, wie er sich in seiner kräftigen Redeweise metaphorisch ausdrückte, „Leben in die Bude käme", worauf der Guitarrenspieler die Weise des Schillerschen Räuberliedes intonirte, nach welcher Melodie jeder Einzelne einen Vers dieses Liedes anstimmte, dessen Ende von dem Chor, wie vorher, ziemlich rauschend begleitet wurde.

Grade, als Vater Matthes den Schlußvers dieses Liedes beendet hatte, hörte man den Klang der kleinen Glocke, durch welche die Frau vorher ihre Anwesenheit kund gethan. — Ein tiefes Schweigen trat sogleich an die Stelle des früheren Lärmens.

„Wer kann das noch so spät sein?" sagte der Wirth bedenklich. — „Haltet Euch ruhig, Kinder. Ich werde selbst hinausgehen und wenn Ihr mich laut reden hört, müßt Ihr hinten durch gehn. — Nimm ein Licht, Junge."

Der Sprecher verließ bei diesen Worten die Stube und ging in das Billardzimmer, worauf er die Thür sorgfältig hinter sich ver-

schloß und den Schlüssel an den schon vorher bezeichneten Ort legte. Dann erst trat er in den Laden.

Es war, wie er durch die Glasthür sehen konnte, nur ein einziger Mann draußen, und zu seiner ferneren Beruhigung erkannte er den blassen Johann, der ihm seinen Namen zurief.

„Wo kommst Du so spät her, mein Junge? — Ich denke, Du wolltest heut Abend arbeiten?“ fragte er den Eintretenden, nachdem er die Thür geöffnet.

„'S ist schon vorbei,“ entgegnete Jener mißmüthig; „und hol mich der Teufel, schlecht genug gegangen. Ich bin hergekommen, Euch die Geschichte zu erzählen, und um Rath zu fragen, was zu machen ist.“

„Was hat's denn gegeben? — Ist einer verschütt gegangen? — Aber komm nur erst herein. Es sind Bekannte d'rin, die nicht wissen, daß Du es bist, der geklingelt hat. — Komm, Du kannst uns das mit Muße erzählen.“

Der Wirth ging bei diesen Worten die Kellertreppe hinauf, um auch die obere Thür zu verschließen, da es bereits zehn Uhr vorüber war, und folgte dann dem Diebe, welcher mit allen Geheimnissen dieses Ortes vertraut, bereits den versteckten Schlüssel genommen und die Thür geöffnet hatte, in das Gesellschaftszimmer, sehr begierig und besorgt zugleich, diese angekündigte Neuigkeit zu erfahren.

XXVII.

Reflexionen.

Anstatt indessen der Erzählung des Diebes zuzuhören, treten wir lieber als directe Zeugen dessen auf, was sich inzwischen ereignet hatte.

Der Zweck des Ganges, welchen der blasse Johann mit seinem jüngeren Gefährten unternommen, als sie sich in der „schönen Mohrin“ zusammentrafen, haben wir bereits angedeutet. Er bestand in nichts anderem, als in der Absicht, Taschendiebstähle auszuführen, womit Anton seine Laufbahn als Verbrecher beginnen sollte, und nachdem sein Gefährte die Unterredung des Kuchenweibes mit dem Banquier angehört, und sich wieder mit Jenem vereinigt hatte, eilten Beide mit schnellen Schritten die Königsstraße entlang, über den Schloßplatz und dann bei den Mühlen vorüber durch die Jägerstraße bis zum Schauspielhause, wo das Gastspiel eines fremden Künstlers in einer Sheakspeare'schen Tragödie ein sehr zahlreiches Publiknm versammelt hatte.

Der Nebel war noch immer nicht gefallen, die Laternen nicht angesteckt, mit einem Wort, es war ein Abend, wie man ihn sich nur zu einem solchen oder ähnlichen Geschäft wünschen kann, und der Dieb verfehlte auch nicht, darauf hinzudeuten, um seinen jüngern Genossen zu ermuthigen.

„Wahrhaftig, Anton," sagte er; „das ist ein Wetter, wie ich es lange nicht erlebt habe. Der Nebel ist so dicht, daß man ihn mit einem Säbel durchhauen könnte. — Da ist's gar kein Kunststück, ein Dutzend Taschen auszuleeren. — Beherzige nur, was ich Dir gesagt habe; es ist nichts leichter, als das."

„Laß mich nur machen. — Du wirst sehen, daß es gehen wird."

„Ja, ja, ich glaube Dir, Du bist ein Junge, der Talent hat, aber hast bis jetzt weder Theorie noch Praxis, außer was ich Dir gesagt habe. — Lauf doch nicht so schnell; wir werden noch zeitig genug hinkommen; das Stück spielt bis halb zehn. — Also, wie gesagt, nur das Herz, die Augen und die Finger auf dem rechten Fleck; — über die Beine brauche ich Dir nichts zu sagen, die wirst Du wohl schon selbst brauchen können, wenn es Noth thut. — Bei dieser Dunkelheit ist's gar nicht möglich, gefaßt zu werden. — Wenn Du ihnen aus dem Gesichte bist, thust Du einen Seitensprung und wartest in aller Gemächlichkeit, bis sie bei Dir vorbei sind. — Dann weißt Du, wo wir uns treffen."

„Schon gut," erwiederte Jener mit trotziger Bestimmtheit; „und wenn mich Einer anfassen sollte, schlage ich ihn zu Boden, oder ich brauche mein Messer, nicht wahr?"

„Ich glaube, Du bist toll!" rief der Dieb. — „Zu Boden schlagen, Messer brauchen. O wie thöricht und unbesonnen ist nicht diese übermüthige Jugend."

„Aber was soll ich denn thun, wenn sie mich anfassen und festhalten."

„Gar nichts. Du stehst ganz still und machst nicht die mindeste

Bewegung, als wolltest Du Dich losreißen, und stellst Dich sehr entrüstet, daß man einen Unschuldigen so mir nichts dir nichts beschuldigen kann. Wenn Du arretirt wirst, schadet es auch nichts. Du leugnest Alles ab, man kann Dir nichts beweisen. Da Du noch nie gesessen hast, wirst Du vollständig freigesprochen und kannst nachher noch Deinen Ankläger Injurien wegen und auf eine Entschädigung verklagen. — Du mußt nur dafür sorgen, daß man das gestohlene Gut nicht bei Dir findet, das ist das ganze Geheimniß."

Der junge Mensch schwieg einige Augenblicke, dann sagte er bedenklich:

„Aber wenn man mich nur so lange sitzen läßt, bis ich eingestehe?"

Der Andere lachte laut auf.

„Du thust wahrhaftig mitunter so komische Fragen, daß man Dich wahrhaftig kaum für einen so klugen Jungen halten sollte, als Du bist," sagte er. „Sitzen lassen, auf Emmes machen *) das geht wohl bei Sachen, wo Du schon so gut als wie überführt bist und bei Leuten, die schon bestraft sind; aber wenn Dir etwas zustoßen sollte, bist Du in längstens vierzehn Tagen schon wieder los und kannst, wie gesagt, noch obenein klagen. — Alles in der Welt, nur nicht gestehen, das ist das ganze Geheimniß, wie man da oben durchkommt. — Na, wenn Du wirklich ein paar Wochen in den Kahn kommen solltest, werden sie Dir schon etwas von der Gesetzkunde beibringen, und Du wirst ganz andere Ansichten von der Sache bekommen, als Du jetzt hast. — Du bist grade in dem rechten Alter, noch etwas zu lernen, und wer in seiner Jugend nicht einmal gesessen hat, bringt's auf mein Wort nie zu was Großem in der Welt. — Aber da sind wir bereits am Gensd'armenmarkt, mein Junge, und es schlägt eben ein Viertel auf Zehn, das Theater kann

*) Bekenntniß ablegen.

jeden Augenblick aus sein; doch wir dürfen nicht zusammen stehen und warten, ich bin den Gensd'armen leider bekannt genug. Gehe Du rechts an den bedeckten Eingang, und wenn Du siehst, daß die Leute herauskommen, gehst Du vor in das dichteste Gedränge. Ich werde dicht hinter Dir sein. Wenn Du einen Freier siehst, so brauchst Du mich nur anzusehen, ein Griff, und dann vergiß nicht, mir sogleich Alles zuzustecken. — Hörst Du? — Auch dann, wenn der Balhei*) keinen Lärm macht und nichts merkt.

Anton nickte, zum Zeichen, daß er verstanden habe, dann verließ er seinen Gefährten und eilte quer über den Platz vor dem Schauspielhause, sich zwischen die dort aufgestellten Equipagen und Droschken hindurchdrängend, bis er den bezeichneten Eingang erreichte.

Der Corridor, durch welchen man zu der Thür gelangte, die hauptsächlich zum Ausgang benutzt wird, war hell erleuchtet, und contrastirte daher um so auffallender mit der auf der Straße herrschenden Dunkelheit. Dienstmädchen in großen Mänteln und kleinen Pelzkappen, Bediente in langen Ueberröcken, die Mäntel ihrer zu erwartenden Herrschaft über den Arm tragend, standen wartend, einzeln, oder auch zwei und zwei, mit einander plaudernd umher, ein paar zerrissene Buben kauerten in einer Ecke, von wo aus sie in die innern Räume des Hauses hineingucken konnten, wenn Jemand zufällig die Thür öffnete, und erzählten einander in flüsterndem, heimlichen Tone von all den Herrlichkeiten, die drinnen sein müßten, während ein eben so erbärmlich und zerlumpt aussehendes kleines Mädchen mit einem Korb, in welchem Schwefelhölzchen enthalten waren, die sie während des Tages vergeblich den Vorübergehenden zum Kauf angeboten hatte, neben jenen auf der Diele hockend, vor Müdigkeit und Hunger eingeschlafen war.

In einem Winkel, entfernt von allen diesen Personen, lehnte

*) Der Bestohlene.

sich Anton gegen die Wand. Die Vorstellung war noch nicht beendet. Des jungen Mannes fieberhafte Ungeduld, die Angst und Beklemmung, welche sein Blut schneller durch die Adern trieb, ließ ihn anfänglich die Minuten mit peinlicher Ungeduld zählen. — Sein Blick fiel auf die außer ihm hier anwesenden Personen. —

Er hatte oft genug ebenfalls an diesem Orte gewartet, wenn sein Herr im Theater gewesen war; er erinnerte sich des demüthigenden Gefühls, welches sich seiner bemächtigt hatte, wenn er sich unter den übrigen Dienstboten befand; ein unbestimmtes Gefühl von Stolz und Anmaßung hatte ihm das Dienen verhaßt gemacht, war die hauptsächliche Veranlassung gewesen, daß er sich in seiner gegenwärtigen Lage befand. In diesem Augenblick empfand er dagegen eine Art von Genugthuung, daß er nicht mehr in dem betreßten Rocke an dieser Stelle wartete, daß er vielmehr auf sich selbst, auf sein unabhängiges, selbstständiges Handeln angewiesen war; eine Art von Naturphilosophie, die man so oft bei einem jugendkräftigen, willenstarken Gemüthe findet, und die oft die herrlichsten Früchte hervorbringt, wenn sie sonst von einer richtigen Weltanschauung geleitet wird, die aber da, wo dies nicht der Fall ist, die traurigsten Resultate zur Folge hat.

So war es leider auch hier der Fall.

Da war dieser junge, lebensfrische Mann, fast noch ein Knabe, in die Welt hineingetreten, ohne eine Stütze, ohne einen Halt zu haben, mit dessen Hülfe er sich aus der Niedrigkeit emporschwingen konnte, welche ihn umgab; aber dennoch lag dieser Keim des Emporwachsens in ihm und drängte markig und kräftig seiner Entwicklung entgegen, aufschwellend und hervorbrechend mit unwiderstehlicher Gewalt; — doch kein Gärtner war da, welcher mit sorgender, kundiger Hand dies üppig sprießende Gewächs gepflegt, beschnitten, an das schützende Spalier befestigt hätte.

In den erbärmlichsten, jammervollsten Verhältnissen herangewach-

sen, die man sich nur zu denken vermag, hatte dieser junge Mann es dennoch gewagt, den Gedanken zu denken, daß er geboren sei, ein Mensch mit denselben Ansprüchen, wie alle die Anderen. War da nicht in seinen Adern dasselbe rothe Blut, warm, duftig, überquellend in dem pochenden Herzen? War da nicht in seinen Knochen dasselbe Mark kräftiger Gesundheit; in seinem Busen nicht dasselbe Bewußtsein des gottentsprungenen Funkens geistiger Willens-Kraft, dasselbe, wie bei den übrigen Menschen? — Es war da; — er fühlte es an den Pulsen seines Herzens, an dem Zucken seiner Nerven, an den siedenden Gedanken, welche sein Gehirn überschütteten; — er aber diente, war ein Knecht bei denen, die kein anderes Vorrecht besaßen, als dies äußerliche, ihnen vom Schicksal hingeworfene der höheren Geburt, der Glücksgüter. —

Diese gefährliche Philosophie ließ den jungen Mann vergessen, daß diese äußerlichen Vorrechte auch nur äußere Vorzüge bedingten; daß die conventionellen Gesetze unserer Gesellschaft zwischen Arm und Reich eine Schranke gezogen haben, welche Niemand ungestraft zu überschreiten vermag. Hatte er anfänglich nur mit Neid auf diejenigen geblickt, denen Rang und Vermögen eine günstigere Stellung sicherten, so hatte sich dieser Neid bald genug zu dem ihm so nah verwandten Gefühle des Hasses gesteigert; die erhitzte Phantasie ließ den jungen Mann in jeden Reichen seinen natürlichen Feind erblicken.

Zu kräftig, und sich dieser geistigen und körperlichen Kraft vollkommen bewußt, war es naturgemäß, daß er nicht unthätig in diesem Zustande verharrte, sondern vielmehr auf Mittel sann, sich selbst das zu ersetzen, was ihm das Schicksal seiner Ansicht nach auf so ungerechte Weise entzogen hatte.

Jene zur Schwester flüchtig geäußerten Worte, daß er gesonnen sei, sein Vaterland zu verlassen, um anderswo sein Glück zu versuchen, hatten in der That einen tieferen Grund in seinem Herzen, als

man vielleicht im ersten Augenblick geglaubt hätte. — Es handelte sich nur um die nöthigen Mittel, die Reise zu bestreiten; aber er hatte keine Aussicht, dieselben auf einem gesetzmäßigem Wege herbeizuschaffen.

In dieser gefährlichen Stimmung hatte er die Bekanntschaften geschlossen, welche den Unglücklichen allmälig immer näher dem Abgrunde seines Verderbens zuführten.

Jenes Mädchen, welches ungeachtet ihrer jammervollen Niedrigkeit dem jungen Manne mit einer Liebe zugethan war, die der nüchterne, philosophirende Moralprediger für eine ungestaltete Mißgeburt der Phantasie erklären mag, die sich aber dennoch nicht hinwegleugnen läßt, mit all' der kalten, zerstückelnden Secirung unserer Gefühle unter dem scharfen Messer der Vernunft, jenes Mädchen hatte größtentheils aus ihren eigenen, erbärmlichen Mitteln den Unterhalt ihres Geliebten bestritten. — Wir wiederholen abermals dieses Wort, ohne Scheu, ohne Furcht dasselbe bei einer Gelegenheit wie diese zu prostituiren.

Man sagt, die Liebe sei eine Philosophie, und da das Weib nicht philosophire, könne es auch nicht lieben. — Nie hat ein Mann eine selbstsüchtigere Tendenz ausgesprochen, als gerade diese! — Die Liebe ist das erste und letzte, das jüngste und älteste unserer Gefühle, und nur wenn in dieses einen unermeßlicher Tiefe all' die unzähligen andern verschwinden, wenn da kein anderer Gedanke mehr in unserer Seele Raum gewinnt, dann darf man sagen, ich liebe!

Aber den Mann fesseln andere Interessen an das Leben; die Welt macht ihre Anforderungen gebieterisch an ihn geltend, und wenn er ihnen nicht gehorcht, hört er auf Mann zu sein; das Weib aber, das liebende, taucht ihre Seele ein in die des Geliebten, sie kennt, sie fühlt, sie denkt nichts anderes, als was er kennt, was er fühlt und denkt, sie allein vermag zu lieben.

So auch in dem vorliegendem Falle.

Da war dieses unglückselige Geschöpf, auf der tiefsten, niedrigsten Stufe des moralischen Werthes stehend, die man nur zu denken vermag; in ihrem Busen ertödtet und zerdrückt alle jene köstlichen Perlen des Bewußtseins, die stärkende Selbstachtung, der fromme Glaube, die keusche Schaam. — Sie hatte mit der Welt abgeschlossen; Leichtsinn und Verführung hatten sie den ersten Fehltritt thun lassen; es war Niemand dagewesen, welcher ihr die Hand gereicht hatte, ihr emporzuhelfen, sie war zu schwach gewesen, es ohne Hülfe zu thun und so war sie immer tiefer, tiefer gesunken. — Aber gerade in dieser entsetzlichen Abgeschlossenheit von der übrigen Gesellschaft, in dieser gottverfluchten, trostlosen, todten Einöde des schuldbeladenen Bewußtseins, klammerte sie sich mit der Todesangst eines rettungslos Verlorenen an das einzige Gefühl an, welches noch in ihrem Herzen zurückgeblieben war, an die Liebe.

— Wenige Tage, bevor wir diese Worte niederschrieben, führte uns der Zufall in die Polizeistube unseres Reviers. Da waren außer uns noch drei Personen zugegen, ein stämmiger, wüst und trotzig aussehender Kerl mit brantweinsrothem Gesicht und ein Weib, ein treues Ebenbild desselben, frech, gemein, ekelhaft; — auf einer hölzernen Bank saß die dritte Person, auch eine Frau, nicht mehr jung, blaß, schwindsüchtig, aber mit jenem himmlischen Ausdruck von stummem, wehmüthigen Dulden auf den bleichen Zügen, wie man ihn nur bei dem Weibe finden kann. Sie hatte ein Tuch um die Stirn gebunden und einzelne Blutstropfen, die sich unter dieser Binde hervordrängten, mischten sich mit den Thränen in ihren großen, hellblauen Augen. Man erzählte mir nachher ihre Geschichte. — Jener Mann war früher der Liebhaber der bleichen Frau gewesen, hatte sie aber verlassen, um die Andere zu heirathen. Er war verarmt und krank geworden; sein Weib kümmerte sich nicht um ihn und als die verstoßene Geliebte dies erfuhr, war sie zu ihm gezogen, um ihn zu warten und zu pflegen, und hatte, da sie selbst arm war,

ihre Habseligkeiten verkauft, um ihn zu unterstützen. Nachher war er gesund geworden unter ihrer liebevollen Pflege, und sie war geblieben, die Früchte ihres Fleißes, — sie nähte feine Handarbeiten, — für die Wirthschaft dessen verwendend, den sie einst in besseren Zeiten geliebt hatte, den sie jetzt noch liebte, wenn gleich aller fröhlichen Hoffnung baar. — Aber sie hatte noch mehr zu tragen, als Alles dies. Dieser Mann mißhandelte in Gemeinschaft mit seinem entarteten Weibe, wenn er im trunkenen Zustande nach Hause kam, die unselige Dulderin, wenn sie ihm kein Geld mehr geben konnte, und sie blieb doch bei ihm. Diese Mißhandlungen waren an jenem Tage der Art gewesen, daß die Nachbarn die Polizei herbeigerufen hatten, weil sie für das Leben der Frau fürchteten. Der Sergeant führte die Halbohnmächtige zum Commissair, wo eine tiefe Kopfwunde, welche sie erhalten, vom Arzte untersucht wurde; sie sagte indessen aus, daß sie die Treppe hinabgefallen sei und sich auf diese Weise verletzt habe, und als sie der Polizeiofficiant mit ernsten Worten ermahnte, die Wahrheit zu sagen, fing sie an, noch heftiger zu weinen, und versicherte unter vielen Thränen, daß sie nichts Anderes sagen könnte und daß die bösen Menschen immer mehr von einer Sache sprächen, als wirklich daran sei; allerdings wäre es wahr, daß „ihr Friedrich" zuweilen etwas heftig sei, aber er würde sich nie so weit vergessen, sie zu schlagen, denn es wäre ja einst ihr Bräutigam gewesen.

Ein solches Benehmen, schien auf den Mann, ungeachtet seiner Rohheit einen tiefen Eindruck zu machen; er stand da niedergesenkten Blickes und auf seinem Gesichte sah man den Kampf angeborener, fühlloser Rohheit mit dem Erwachen eines besseren Gefühls. —

Der Polizeibeamte selbst war durch diesen Beweis aufopfernder, weiblicher Hingebung tief erschüttert; er hieß die Frau sich entfernen. Sie wankte hinaus, zögernd, einen ängstlichen Blick auf den zurückbleibenden Mann, einen bittenden auf den Beamten werfend; da sie dennoch Strafe für ihn fürchtete. —

Diese Worte sind leicht niedergeschrieben und noch leichter gelesen; aber diese bleichen, stummen und doch so beredten Züge dieser Frau werden nie aus unserem Gedächtniß schwinden.

Der Schreiber des Polizeicommissair erzählte uns nachmals, daß die Unglückliche ebenfalls früher zu jener Klasse der elenden Geschöpfe gehört habe, von welcher wir vorhin sprachen. — Sie starb bald nach jenem Vorfall in einem Krankenhause an der Schwindsucht.

Auf eine ähnliche Weise, wenn wir wieder den Faden unserer Geschichte aufnehmen, war das Mädchen, welches wir in „der schönen Mohrin" mit dem Namen Maria nennen hörten, dem jungen Menschen zugethan; sie würde freudig das letzte, was sie besaß, ihr Leben hingegeben haben, wenn es sich um seinen Vortheil gehandelt hätte; sie hatte, als sie ihn auf ihre geringen Mittel aufmerksam machte, keine andere Absicht, als ihn zu Fleiß und Thätigkeit zurückzuführen. Klüger und erfahrener als er, sah sie die unglückseligen Folgen seiner Lebensweise voraus; sie hatte ihn oft genug gewarnt, gebeten; aber ihre Worte waren nicht hinreichend gewesen.

Er dachte wohl an diese Worte, als er dort in dem Gange des Schauspielhauses lehnte, aber sie fanden keinen Wiederhall in seinem Herzen. Er dachte auch an seine kleine, fromme Schwester, an ihre Bitten, an ihre Thränen, aber er drängte diese Gedanken mit Gewalt in den Hintergrund seines Herzens zurück. Als aber sein Auge auf die beiden Knaben fiel, die trotz Hunger und Kälte so gemüthlich still mit einander plauderten, auf das erbärmlich aussehende und doch so ruhig schlafende Mädchen, da gedachte er seiner eignen Jugend. — Es fiel ihm ein, wie auch er oft genug mit dem Schwesterchen so auf einer kalten Steintreppe gekauert, zufrieden ein Stückchen trockenes Brod mit ihr theilend, und doch so still freudig, vergnügt einander anblickend, wenn sie diese dürftige Mahlzeit geendet. So ruhig, so glücklich wie damals war er seit langer Zeit nicht ge-

wesen. Er hätte viel darum gegeben, diese Augenblicke zurückrufen zu können. —

Dann dachte er weiter; an die zweite Periode seines Lebens, an die liebevolle Fürsorge seiner Pflegeältern; an die ernsten Worte des Predigers, an dem Tage seiner Confirmation; an das Gebot des allwissenden Gottes! Du sollst nicht stehlen.

Und was sollte jetzt aus ihm werden? — In welcher Absicht war er hierher gekommen!

Er schauderte; das schreckliche, beängstigende Bewußtsein des Verbrechens, welches er mit so vielen Spitzfindigkeiten vor seinen Blicken verhüllt hatte, trat nackt und deutlich aus diesen erborgten Kleidern hervor.

Er wendete sich, einem augenblicklichen Entschluß folgend, nach der Thür, um fortzugehen.

In diesem entscheidenden Moment trat ihm sein Gefährte entgegen.

„Wo willst Du hin, Junge;" sagte er leise flüsternd. — „Das Theater ist aus. Da, jetzt kommen sie schon. — Nun aufgepaßt."

XXVIII.

Das erste Verbrechen.

Aus der geöffneten Thür des Schauspielhauses wogte die lustige, bunte Menge. Alte Damen in jugendlicher Toilette; frische, liebliche Mädchengesichter, die von Hitze und Aufregung glühenden Wangen hinter dichtem Schleier vor der kalten Nachtluft bergend; sehr lange Herren in sehr kurzen Makintoshs und sehr kleine in großen Mänteln; Kinder, an der Hand der Mutter, die sich noch gar nicht zurecht finden können, aus der glänzenden Zauberwelt, die sie umgab, in die gewöhnliche, kalte Nacht, und welche diese wunderbare Geschichte von der sie so eben Zeuge waren, lebendig auf ihren blühenden Märchengesichtern zur Schau tragen. —

Das Rufen und Schreien nach den Wagen und Fiakern nimmt gar kein Ende, die Kutscher fluchen und schimpfen, die Gensd'armen gebieten Ruhe, die Fußgänger stoßen und treten sich und bitten um Entschuldigung, man weiß nicht, wo all' das Gewühl mit einem Male hergekommen ist.

Durch diese lärmende, rufende, schwatzende Menge drängten sich

auch zwei Herren etwas rasch vorwärts, um womöglich noch eine unbesetzte Droschke zu finden.

Es waren Cartentierce und der Vicomte.

Der Letztere ging voran, dicht hinter ihm folgte der Graf. Als dieser, den Corridor verlassend, den ersten Schritt hinaus in's Freie trat, drängte sich ein junger Mensch hastig zwischen ihm und dem Vicomte hindurch; zugleich fühlte er eine hastige ruckende Bewegung an seiner Weste, über welche er den Oberrock nicht zugeknöpft hatte. Schnell wie der Blitz hatte er mit der rechten Hand den jungen Menschen gepackt, während er mit der linken nach seiner Westentasche fühlte. Seine Uhr war entwendet. Diese Uhr war für ihn von unendlichem Werthe. Auf der Rückseite befand sich das Portrait Rebecca's, das einzige was er besaß.

„Halt Herr; — Sie haben mir meine Uhr gestohlen," sagte er drohend, wenn gleich leise zu dem jungen Menschen, den er ungeachtet seines Sträubens mit kräftiger Faust fester packte.

„Ihre Uhr!" — Was wollen Sie von mir?" erwiederte der Dieb trotzig.

„Geben Sie mir die Uhr zurück, und ich lasse Sie ungehindert gehen;" fuhr der Graf fort.

„Ich habe keine Uhr. — Lassen Sie mich os! — Wie können Sie mich hier fest halten!" rief Jener barsch.

„Was haben Sie?" fragte der Vicomte, sich umdrehend.

„Wollen Sie mir die Uhr zurückgeben?"

„Ich habe keine Uhr?"

Durch den Aufenthalt, der durch diese Scene herbeigeführt worden war, hatte sich in der Thür eine Stockung der Herausgehenden gebildet. Es sammelten sich eine Menge von Menschen um die betreffenden Personen.

„Was giebt es hier?" fragte ein Polizei-Beamter sich mit Mühe hindurchdrängend.

Der Graf hatte indessen den jungen Menschen wieder in die Thür hineingezogen. Seine Ueberraschung, als er ihn bei dem Schein der Lampe erkannte, machte sich in einem leichten Ausruf Luft.

„Wollen Sie mir die Uhr wiedergeben?“ fragte er noch einmal.

„Nein; ich habe keine Uhr!“

„Was haben Sie mein Herr?“ fragte indessen der Polizeiofficiant, der jetzt ebenfalls die Hand an den jungen Mann legte.

„Dieser Mensch hat mir meine Uhr aus der Tasche gezogen;“ antwortete Cartentierce. „Ich habe ihn dabei ergriffen.“

„Ich habe keine Uhr genommen; durchsuchen Sie mich;“ erwiederte der Angeschuldigte.

„Da würden wir allerdings nichts finden, das weiß ich so gut wie Du;“ sagte der Beamte ruhig. „Meinst Du, daß Du der erste Taschendieb bist, den ich arretirt hätte? — — Doch erlauben Sie mir zu fragen, wer Sie sind, mein Herr?“ wendete er sich zu dem Grafen.

„Ich bin ein Fremder. — Erst seit wenigen Tagen in Berlin.“

„Haben Sie Legitimation bei sich? — Bitte, lassen Sie uns aus dem Gedränge forttreten.“

Der Polizeiofficiant machte sich, den Arrestanten festhaltend, durch die Neugierigen Platz, die sich um diese Gruppe versammelt hatten, und die beiden Herren folgten ihm in den ineren Corridor des Schauspielhauses, wo Cartentieree seine Aufenthaltskarte vorzeigte.

„Das ist vollkommen genügend, mein Herr;“ sagte Jener. — „Ich werde diese Karte behalten; nun noch Ihre Wohnung!“

„Hôtel de Rome.“

„Sehr wohl.“ — Dann wendete er sich zu einem herbeigekommenen Gensd'armen: „Bringen Sie diesen Patron nach der Wache;“ sagte er. „Durchsuchen Sie ihn und machen Sie dort Ihren Rapport: — Wegen Taschendiebstahl zum Criminalarrest. — Weiter

kann ich jetzt nichts thun, meine Herren; Sie werden das Uebrige erfahren. — Ich empfehle mich ihnen.“

Der Gensd'arm mit dem Arrestanten und der Polizeibeamte entfernten sich. Cartentierce und Davernay folgten; der Erstere auf's Aeußerste verstimmt über den erlittenen, wahrscheinlich schwer auszugleichenden Unfall. — Er hätte lieber einen bedeutenderen Verlust erlitten, als gerade dieses ihm so theure Kleinod verloren; aber er würde sein ganzes Vermögen, sein bestes Herzblut darum gegeben haben, wenn er gewußt hätte, daß der, welchen er so eben den Händen des Gesetzes übergeben, sein eigenes Kind, sein langgesuchter Sohn sei.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

(Ende des zweiten Bandes.)

kann ich jetzt nichts thun, meine Herren; Sie werden das Uebrige erfahren. — Ich empfehle mich ihnen."

Der Gensd'arm mit dem Arrestanten und der Polizeibeamte entfernten sich. Cartentierce und Davernay folgten; der Erstere auf's Aeußerste verstimmt über den erlittenen, wahrscheinlich schwer auszugleichenden Unfall. — Er hätte lieber einen bedeutenderen Verlust erlitten, als gerade dieses ihm so theure Kleinod verloren; aber er würde sein ganzes Vermögen, sein bestes Herzblut darum gegeben haben, wenn er gewußt hätte, daß der, welchen er so eben den Händen des Gesetzes übergeben, *sein eigenes Kind*, *sein langgesuchter Sohn* sei.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

(Ende des zweiten Bandes.)

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Brass, August,

Die Mysterien von Berlin

Bd.: 2

Berlin 1844

P.o.germ. 162 l-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10106197-0